Gall. I p
78t

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<3661650058001 1

<3661650058001 1

Bayer. Staatsbibliothek

Briefe

aus Paris

geschrieben

in den Monaten

September, October, November

1830

von

Dr. J. C. Held.

R

Sulzbach,

in der J. E. von Seidel'schen Buchhandlung.

1831.

47. D.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Briefe aus Paris.

Vorwort.

Die öffentliche Bekanntmachung dieser Briefe hat zunächst keinen andern Zweck, als vervielfältigte Mittheilung dessen, was ich von Paris aus an Wenige schrieb, an einen größeren Kreis von Freunden. Die Gestalt jener ursprünglichen Briefe hat hier nur in so ferne Aenderungen erfahren, als ich mancherlei Bemerkungen und Notizen, welche ich mir außerdem aufgezeichnet hatte, einschaltete und beifügte; dem Inhalte nach aber wird hier durchaus nichts gegeben, was ich nicht während meines Aufenthaltes in Paris wirklich eben so niedergeschrieben hätte. Man wird keinen von allen den Gegenständen, welche entweder überhaupt, oder besonders im gegenwärtigen Augenblicke einer größern Aufmerksamkeit werth scheinen, erschöpfend oder auch nur ausführlich behandelt erwarten, und

eine Vergleichung mit bedeutendern Werken aus früherer oder aus der neuesten Zeit würde das Wenige, was ich zu geben vermag, auf keine Weise aushalten können. Demohngeachtet glaube ich hoffen zu dürfen, daß auch Leser, welche keine Veranlassung haben einigen persönlichen Antheil an mir zu nehmen, manchen charakteristischen Zug, welchen gute Gelegenheit meiner geringen Beobachtungsgabe zuführte, in einer merkwürdigen Zeit an Ort und Stelle aufgefaßt und nach Kräften treulich dargestellt, vielleicht nicht ohne alles Interesse finden werden.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erster Brief.

Paris den 31sten August.

— — Schon in Saarbrück wurde uns bemerklich genug, daß wir uns am Eingang in ein fremdes Land und in fremde Sitten befanden. Der Mainzer Postwagen hatte uns an das Büreau der Diligencen-Unternehmung gebracht, welche zu Paris in der Rue de notre Dame des victoires ihren Wohnsitz hat. Indessen hatten wir schon auf dem ganzen Wege von Mainz aus gehört und aus kolossalen Affichen an allen Wirths- und Post-Häusern ersehen, daß eine neue Unternehmung unter der Firma Laffitte, Caillard und Comp. entstanden sey, und außerordentlich niedrige Preise gesetzt habe, für einen Platz im Coupé, der vordersten Abtheilung des Wagens, mit der Aussicht vorwärts, 25, im Intérieur, der mittlern und geräumigsten Abtheilung, 22, in der Rotonde, der hintersten Abtheilung, 18 Fr. für den ganzen

Weg von Saarbrück bis Paris. Ein Theil unserer Reisegesellschaft meinte, es sey gerathen, sich dieser Gelegenheit zu bedienen, da außer der Wohlfeilheit gewiß auch Neuheit und Güte der Wagen, und besonders eifrige Fürsorge für die Bequemlichkeit der Reisenden große Vortheile gewähren würde. Allein kaum hatte Einer von uns sich entfernt, um in dem gerade gegenüber liegenden Büreau von Laffitte Plätze zu bestellen, so merkten dieß die Herren, bei deren Büreau wir angefahren waren, und erhoben nun ein heftiges Geschrei, um die Unternehmung Laffitte herabzusetzen und diejenige, in deren Dienste sie selbst standen, anzupreisen; erst heute Morgens habe ein Postillon von Laffitte bei der Abfahrt mit 7 Passagieren umgeworfen, die Wagen seyen schlecht und unsicher; die ihrigen seyen weit besser, namentlich derjenige, in welchem wir nach Paris fahren sollten, sey ganz neu; dabei lief Einer mit dem Lichte in der Hand hinaus auf die finstere Straße zu dem Wagen, und nöthigte uns ihn zu besehen; die Preise sollten uns nicht höher berechnet und in Allem für unsere Bequemlich-

keit auf das Beste gesorgt werden. Kurz es war kein Entfliehen möglich, wir mußten uns gefangen geben, und wurden Jeder für den Preis von 22 Fr. bis Paris eingeschrieben. Am folgenden Morgen um 4 Uhr verließen wir Saarbrück, Abends 4 Uhr waren wir in Metz. Hier ein neues Postabentheuer eigener Art. So wie wir ausgestiegen waren, wurden auch unsere Koffer abgepackt und auf die Wage geschleppt. Die Berechnung des Uebergewichtes war außerordentlich mäßig, und ich bezahlte die mich treffende Kleinigkeit ganz ruhig an die Dame, welche dieses Geschäft im Büreau besorgte. Einer unserer Gefährten aber benützte die Lehre, welche ihm ein dieser Dinge kundiger Freund gegeben hatte, und erklärte fest, nichts für Uebergewicht bezahlen zu wollen, da in dem zu Saarbrück für den Platz entrichteten Betrag Alles begriffen seyn müsse. Hierüber heftiger Streit, bis unser Freund erklärte und sich anschickte, für die weitere Reise nach Paris einen Platz bei Laffitte zu nehmen. Nun legten sich auf einmal die stürmischen Wogen, es wurde weder für den bisherigen, noch für den

ferneren Weg eine Bezahlung für Uebergewicht gefordert. — An solchen Dingen erkennt man zur Genüge die Vortheile und die Nachtheile der französischen Einrichtung, welche alle Diligencen-Unternehmungen an Privatpersonen überläßt, im Vergleiche mit der zwar weit theuerern, aber wenigstens für den unerfahrnen Reisenden bequemern, streng geregelten Ordnung der Posten in Deutschland. Uebrigens befindet sich auch bei den französischen Diligencen ein verantwortlicher Conducteur (von Saarbrück bis Metz Eine Person mit dem Postillon), aber die Beförderung der Reise wird von diesen Leuten ziemlich willkührlich betrieben; für die Hauptstationen sind sie an das Einhalten bestimmter Zeiten der Ankunft gebunden, aber unterwegs lassen sie zwar den Passagieren kaum Zeit zu einem ruhigen Mittagessen, oder zur Befriedigung sonstiger Bedürfnisse, sie selbst für sich aber halten wo es ihnen gefällt, trinken mit dem Postillon in der Schenke, oder führen mit begegnenden Bekannten ein Gespräch; gefahren wird bald außerordentlich schnell, bald ohne Noth langsam. Auch geschieht

es wohl, wie es uns zweimal widerfuhr, daß ein Conducteur sein Portefeuille mitzunehmen vergißt, ein paar Stunden weit darnach zurücklaufen muß, und indessen die Reisenden warten läßt, die am Ende vielleicht gar sollen lügen helfen, es sey ein Rad zerbrochen, oder sonst ein zu längerem Aufenthalt zwingendes Unheil geschehen. —

In Fohrbach, nachdem unsere Koffer geöffnet und einer sehr gelinden Visitation unterworfen waren, frühstückten wir zum erstenmal Kaffee nach der Art, die sich auf der weitern Reise immer gleich blieb. Jeder Mann erhält als Tasse einen kleinen Napf von Porcellan, ohngefähr drei unserer gewöhnlichen Tassen haltend, dazu einen Eßlöffel von gewöhnlicher Größe. Der Kaffee wird in einer Kanne aufgetragen, der Rahm aber in einem großen Napfe, aus welchem man ihn mittelst eines großen Vorlegelöffels in die kleineren Näpfe dem Kaffee zuschüttet. Das Weitere geschieht wie mit einer Suppe. Hier in Paris dagegen gibt man den Kaffee in kleinen Tassen, wie bei uns, man nennt sie aber demi-tasses; dazu bietet

man Rahm oder le petit verre, ein Glas Liqueur. —

In Bionville, einem Dorfe zwischen Fohrbach und Metz hatten wir die zweite Untersuchung durch Douaniers zu bestehen; sie fiel aber noch gelinder aus, als die erste. Unsere Effecten wurden gar nicht abgeladen, sondern jeder Passagier sollte selbst auf das Verdeck des Landschiffes hinauf klettern, um seine Koffer und Säcke aufzusperren und visitiren zu lassen. Als dieß jedoch von Einem unserer Gefährten geschehen war, wurde es uns Uebrigen ganz erlassen. Während wir ein kurzes Frühstück genoßen, unterhielt uns die Wirthin, eine Frau, die mit artiger, anständiger Sitte, wiewohl nicht mehr jung, eine große Lebhaftigkeit verband, und einen Antheil an den politischen Ereignissen der letzten Wochen, und eine Beredsamkeit in ihrer Darstellung zeigte, daß man den Constitutionnel leibhaft und lebendig vor sich zu sehen und zu hören glaubte. Sie schrieb die Schuld alles Druckes, der auf der Nation lastete, und alles Unglücks, welches die Könige getroffen, zunächst der Geistlichkeit zu; übten

doch auf ihr eigenes Haus die Geistlichen des Orts einen Ruhe und Frieden störenden Einfluß aus, denn drei Dienstboten wären in kurzer Zeit von ihr weggezogen, weil man ihnen die Ueberzeugung beigebracht hatte, es sey Sünde, in einem Wirthshause zu dienen, und doch setze sie ihr Haus, was Anstand und Sittlichkeit betreffe, dem des Pfarrers keineswegs nach, sie dulde in dem ihrigen so manches nicht, was in jenem geschehe. Uebrigens sey die ganze Revolution vor sich gegangen, ohne daß man in den Provinzen die geringste Erschütterung verspürt habe; so bald die Nachrichten von Paris gekommen waren, habe man sich mit Freuden angeschlossen, und damit sey Alles abgethan gewesen; auch hier im Dorfe habe sich sogleich die Nationalgarde gebildet, und bei der am letzten Sonntage gehaltenen Musterung sehr stattlich gezeigt. —

In Metz trafen wir viele militairische Lebhaftigkeit, Nationalgarde, zum großen Theile noch nicht uniformirt, und Linientruppen, deren rothe Pantalons ich hier zum ersten Male anstaunte. Vor den Kaufläden der Bilderhändler

standen dichte Massen, und betrachteten zahllose Karrikaturen auf die königliche Familie und die Minister mit dem lebhaftesten Ergötzen. —

Von Metz aus kam zu unserer Reisegesellschaft ein ehemaliger Offizier der Napoleonischen Garde. Dieser sprach von der letzten Revolution nicht eben mit großem Enthusiasmus. Er meinte, Alles gienge zu rasch, und lasse daher keinen sichern, ruhigen Bestand hoffen; auch fehle es schon jetzt nicht an Unzufriedenen, eine große Menge von Stabs- und Subaltern-Offizieren in vielen Regimentern, in Einem sogar alle hätten ihre Dimission genommen. — Ein Dragoner Regiment soll in Metz für die Sache der Bourbons so günstige Stimmung gezeigt haben, daß man für nöthig fand, es aus der Stadt zu entfernen. — Zu den Geschichten oder Mährchen, die man über den verschiedenartigen Eindruck erzählt, welche die Revolution auf die Gemüther machte, gehört, daß ein Offizier aus Verzweiflung darüber sich in die Mosel gestürzt, daß dagegen zwei andere vor Freude über den ihnen mit den neuesten Ereignissen aufgegangenen Glücksstern den Verstand verloren hätten. —

In Paris angekommen fand ich erst im dritten Hotel, in welches ich geführt wurde, Quartier, und da für die ersten Tage nur im fünften Stockwerke, von wo aus mein Auge kaum den Grund der engen Straße Rue Grenelle St. Honoré erreichen kann. Es ist hier im gegenwärtigen Augenblick ein ungeheurer Zusammenfluß von Fremden. Besonders die große Revüe, welche am Tage vor meiner Ankunft, am Sonntage dem 29sten August über die Nationalgarde gehalten wurde, hatte eine solche Menge Menschen herbeigelockt, daß alle Hotel's gefüllt waren. In diesen Hotel's findet man übrigens in der Regel nur Wohnung; seine Nahrung sucht man in den zahllosen Kaffeehäusern und Restaurationen.

Zweiter Brief.

den 2ten September.

In den Straßen von Paris sind fast alle Spuren der in den drei Juliustagen geschehenen Dinge bereits wieder verschwunden. Nur auf den Boulevards sieht man, daß Bäume standen, wo jetzt keine mehr stehen, und sind hie und da noch Bretter, Balken und Stämme von den Barrikaden auf den Seiten aufgeschichtet. An den Häusern der Straßen und Plätze aber, wo der Kampf besonders lebhaft gewesen, sieht man noch deutlich, von wie zahllosen Kugeln sie getroffen wurden.

Mein erster Gang führte mich zum Louvre. Dem heftigsten Feuer scheint die Colonnade, d. i. die der Kirche St. Germain l' Auxerrois zugekehrte östliche Seite desselben ausgesetzt gewesen zu seyn. Auf dem Platze vor dieser Seite des Pallastes sind auch die Gräber der hier Gefallenen und Beerdigten, bis jetzt noch ohne

allen Schmuck, außer den von Verwandten hie-
her gebrachten Blumen, Kreuzen und Kränzen, und einigen Erinnerungsworten in Prosa und in Versen, gedruckt und geschrieben, an einem Pfahle angeklebt. Der kleine Raum, den diese Gräber neben einander einnehmen, ist nachlässig mit wenigen Brettern eingefaßt. Weinende Frauen und Mädchen sitzen daran, eine Menge Menschen steht ehrerbietig um sie herum, die Männer mit abgezogenen Hüten. —

Am Abend meines ersten Tages in Paris besuchte ich das Theater Madame, oder Gymnase dramatique. Von den Lustspielen, die gegeben wurden, wüßte ich Dir wenig zu berichten. An die Sprache noch nicht gewöhnt, weit entfernt von der Bühne sitzend, müde und schläfrig von der Reise überhörte ich zu viel und verstand zu wenig, als daß ich den Gang und Inhalt der Stücke recht klar hätte auffassen können. Aber ein Interesse ganz eigener Art gewährte nach Beendigung des ersten Lustspieles der Gesang der Parisienne, gedichtet von Casimir Delavigne, componirt von Auber. Der Solo-Sänger, im Costüme der National-

garde, mit der dreifarbigen Fahne in der Hand, betrat die Bühne, begleitet und umgeben von einem das Volk vorstellenden Chore. Der Gesang wurde mit großer Lebendigkeit vorgetragen, in den Haupteffectstellen aber wurde die Schönheit des Gesanges weit von der Leidenschaftlichkeit der Darstellung überwogen. Das Publikum war voll Begeisterung; nach jeder Strophe der rauschendste Beifall, am meisten nach derjenigen, in welcher Lafayette besungen wird. Als der Trauermarsch der Trommeln die Strophe ankündigte, welche die in den Julytagen Gefallenen ehrt, erhob sich Alles im Parterre, wie auf sämmtlichen Gallerien, von den Sitzen, und hörte stehend in feierlicher, ehrfurchtsvoller Stille. Man sah jedem Einzelnen an, daß hier nicht der Mode oder der Convenienz ein Opfer gebracht wurde, sondern daß etwas vorgieng, was Allen ans Herz rührte. Diese Parisienne ist übrigens so sehr Lied des Volkes geworden, daß man sie in den verschiedensten Arten der Ausführung auf allen Straßen von Paris singen hört, bald von einem einzelnen Bänkel-Sänger mit heiserbrüllender

Kehle, bald in Begleitung einer Leyerorgel, bald von einem Haufen junger Leute, oder Arbeiter, die noch nächtlicher Weile die Straßen durchziehen. Diesen allgemeinen Eingang hat freilich am allermeisten die Sache selbst bewirkt, welche dieses Lied preist und feiert, aber Dichtung und Composition hat dabei doch auch ihr Verdienst. Letzterer insbesondere ist volksmäßige Einfachheit nicht abzusprechen; der Refrain En avant marchons etc. hat auch etwas Hebendes und Lebendiges, im Allgemeinen aber steht sie an Frische, Kraft und Männlichkeit der Empfindung, der Marseillaise bei weitem nach. — Ich lege Dir das Gedicht bei.

La Parisienne.

Peuple français, peuple de braves,
La liberté rouvre ses bras;
On nous disait: soyez esclaves!
Nous avons dit: soyons soldats!
Soudain Paris, dans sa mémoire
A retrouvé son cri de gloire:
En avant, marchons
Contre leurs canons;

A travers le fer, le feu des bataillons,
Courons à la victoire.

Serrez vos rangs, qu'on se soutienne!
Marchons! chaque enfant de Paris
De sa cartouche citoyenne
Fait une offrande à son pays;
O jour d' éternelle mémoire!
Paris n'a plus qu'un cri de gloire:
En avant, etc.

La mitraille envain nous dévore,
Elle enfante des combattans;
Sous les boulets voyez éclore
Ces vieux généraux de vingt ans.
O jour d' éternelle mémoire!
Paris n'a plus qu'un cri de gloire:
En avant, etc.

Pour briser leurs masses profondes,
Qui conduit nos drapeaux sanglans?
C'est la liberté des deux Mondes,
C'est Lafayette en cheveux blancs.
O jour d' éternelle mémoire!
Paris n'a plus qu'un cri de gloire:
En avant, etc.

Les trois couleurs sont revenues,
Et la colonne, avec fierté,
Fait briller à travers les nues
L'arc-en-ciel de sa liberté.
O jour d'éternelle mémoire!
Paris n'a plus qu'un cri de gloire:
    En avant, etc.

Soldat du drapeau tricolore,
D'Orléans! toi, qui l'as porté,
Ton sang se mêlerait encore
A celui qu'il nous a coûté.
Comme aux beaux jours de notre histoire,
Tu redirais ce cri de gloire:
    En avant, etc.

Tambours du convoi de nos frères,
Roulez le funèbre signal;
Et nous, de lauriers populaires
Chargeons leur cercueil triomphal.
O temple de deuil et de gloire!
Panthéon, reçois leur mémoire!
    Portons-les, marchons,
    Découvrons nos fronts.
Soyez immortels, vous tous que nous pleurons,
Martyrs de la victoire.

Was die Erreichung des eigentlichen Zweckes meiner Reise betrifft, so setzte mich gleich am Tage nach meiner Ankunft die Nachricht in großen Schrecken, daß mit dem ersten September die sechswöchentlichen Ferien der Königlichen Bibliothek beginnen, und daß während dieser Zeit die Benützung derselben auf gewöhnlichem Wege durchaus unmöglich ist. So hatte ich nun die tröstliche Aussicht, sechs ganze Wochen für die Hauptsache zu verlieren. Allein Tags darauf machte ich H.'s persönliche Bekanntschaft, und hatte dieser schon in seinen Briefen sich mir als einen überaus zuvorkommenden und wohlwollenden Mann gezeigt, so hat die Freundlichkeit, mit welcher er mir hier entgegen kam, alle meine Erwartung weit übertroffen. Durch seine Güte darf ich denn auch hoffen, daß Mittel und Wege ausfindig gemacht werden, damit die Ferienzeit der Bibliothek mir nicht ganz ungenützt verstreiche. Uebrigens klagt H. darüber, daß die meisten deutschen Gelehrten, welche nach Paris reisen um die Bibliothek zu benützen, gerade um diese Zeit kommen; trifft es sich dann, wie dieß oft der Fall

ist, daß derjenige Bibliothek-Beamte, in dessen Departement sie zu arbeiten wünschten, nicht in Paris anwesend ist, so giebt es gar kein Mittel ihnen den großen Verdruß über umsonst aufgewendete Zeit und Kosten zu ersparen.

Dritter Brief.

Den 4ten September.

Gleich am ersten Tage unserer Bekanntschaft machte H. Nachmittags einen in vieler Beziehung sehr lehrreichen Spatziergang mit mir. Das Hauptziel desselben war der Triumphbogen an der Barriere von Neuilly, zu welcher man von dem Garten der Tuilerien aus über den Platz Louis XV. durch die Champs Elysés gelangt. Der Bau dieses Triumphbogens, als eines großartigen Denkmales seiner Siege in Deutschland, wurde von Napoleon begonnen im Jahre 1806. Das Kaiserreich wurde gestürzt, ehe dieser Bau vollendet war, und nun ruhte er, bis der Sieg des Herzogs von Augouleme

in Spanien eine neue Bestimmung für denselben darbot. Auch jetzt läßt man eifrig daran fortbauen, um den Arbeitern Beschäftigung zu geben. Ein Titel wird sich wohl auch für ihn finden, wie man ja auf dem Platze de Louis XV. dem bereits erbauten großen Fundamente des Trauerdenkmals, welches auf der Stelle, wo Ludwig XVI. sein Leben endete, errichtet werden sollte, gleich eine der Zeit angemessene Deutung zu geben wußte durch die Aufschrift Monument à la Charte und durch die oben aufgesteckte dreifarbige Fahne. — Wir stiegen auf den für die Bauleute angebrachten bequemen Treppen auf die Höhe des Triumphbogens, der bereits so weit empor geführt ist, daß er einen der höchsten Puncte in dieser Gegend darbietet. Man genießt die Aussicht über die ganze Stadt und über einen weiten Kreis der Umgebungen, — ein unvergleichlicher Anblick! —

Abends, nach einem Mahle bei einem der ersten Restaurateurs, das mich in lauter nie vorher geschmeckten Speisen die Meisterschaft französischer Köche bewundern lehrte, giengen wir in das Theater Vaudeville. Man gab:

27, 28 et 29 Juillet, tableau épisodique des trois journées, par MM. Et. Arrago et F. Duvert. Schnell genug waren die Dichter mit diesem Stücke fertig, denn am 17ten August wurde es schon zum ersten Male gegeben. Seitdem wird es fast täglich wiederholt. Es giebt, was der Titel sagt, die Geschichte der drei Juliustage; Handwerker, ein Congreganist, ein Schüler der polytechnischen Schule, ein Engländer, der gerade während des Tumults in Paris ankommt, und während er sein Hotel sucht, mit in den Kampf gerissen wird, nach Allem aber, was er da hört und sieht, die Tapferkeit und den Edelmuth der französischen Nation nicht genug preisen kann, sind die Hauptpersonen. Das Stück ist voll lebendiger Bewegung, wie der Stoff es selbst mit sich brachte; Wildes und Empfindsames wechselt mit dem Ergötzlichen, Haß gegen die Unterdrücker der Freiheit, Spott auf den König, seine Diener, und den Clerus, Erinnerungen an die Tage des Ruhms und der Siege, kräftiges Erheben zu neuer Volkswürde, Wehklage über die Opfer des Kam-

pfes mit der Tyrannei, derbe Lust der bürgerlichen Krieger, die sich mit den erbeuteten Spolien seltsam decoriren, sind ohngefähr die wesentlichsten Ingredienzien. In den hiesigen Theatern besteht die angenehme Einrichtung, daß man die Stücke, welche gespielt werden, auch gedruckt kaufen kann. H. hatte die Gefälligkeit, mir ein Exemplar dieses Stückes zu verschaffen. Ein Vorwort der Verfasser lautet folgendermassen: Quelques critiques nous ont reproché l'amertume de plusieurs traits jetés dans ce tableau; les uns par intérêt pour nous, le plus grand nombre par intérêt pour eux-mêmes. A cela nous ne répondrons qu' un mot: nous avons pensé et nous persistons à croire que ce n' est pas par des politesses, qu' on doit répliquer aux terribles argumens de ceux, qui furent nos adversaires, et que ce n' est pas trop oser que de répondre par des épigrammes à de la mitraille. Aus dieser Vorrede läßt sich auf Geist und Ton des Stücks hinreichend schließen. Ich theile Dir noch ein paar couplets daraus mit. Ein homme du peuple singt:

Pour tâcher de prendre un potage,
Nous marchons sur l' archevêché;
Voilà qu' nous entrons dans la cage,
Mais le merle étoit déniché.
Nous cherchons bien. . .
Nous n' trouvons rien,
J' avais toujours un appétit de chien.
De l' argent, faut voir,
Plein un tiroir,
Mais ce n'est pas ça que nous voulions avoir,
Faut jamais flétrir son service,
Aussi, tout ça fut respecté;
Aux chanoin's j'n'ai rien emporté
Qu' un d' leurs bonnets d' police.

(Il tire de sa poche un bonnet de tulle, garni de roses, et le montre à Merlin) — unter welchem Gelächter des versammelten Publikums, kannst Du Dir leicht denken.

In Bezug auf die Liebe Karls X. zur Jagd singt der Engländer:

Dans les bois tout le temps qu'il passe
Est perdu pour votre bonheur,
Ce prince il aime trop la chasse
Je n'aime pas un roi chasseur,

Cet exercice endurcit trop le coeur;
Verser le sang avec indifférence
Vous voyez où cela conduit!
C'est par le gibier qu'on commence;
C'est par le peuple qu'on finit.

Ein Bürger, ehemals Soldat, hat zwei Söhne, der eine dient unter den königlichen Truppen, der andere ist unter den Eroberern der Freiheit Einer der vordersten; dieser wird aber gefährlich verwundet, gerade von dem Peloton aus, in welchem jener steht, also vielleicht sogar durch die Kugel des eignen Bruders. Indessen tritt derselbe zur Sache des Volks über, wagt jedoch nicht vor das Angesicht des erzürnten Vaters zu kommen. Nun bemühen sich edelmüthig einige der eifrigsten Kämpfer für die Freiheit, den Vater zu besänftigen, und entschuldigen den Sohn mit den Befehlen der Obern. Darüber entrüstet ruft der Vater: Des ordres!!! und singt:

Qu' import' qu'un chef se déshonore?
C'est un exemple qu'on n' doit pas imiter.
A Waterloo, je m'en souviens encore,
Avec un chef j'aurais pu déserter.

Quand il passa dans la ligne ennemie
Pour mendier le prix de notre sang,
Seul il emporta l'infamie,
L'honneur demeura dans le rang.

Ich schreibe Dir so viel von diesem Stücke, nicht als hätte es außer der geschickten und pikanten Zusammenstellung aus dem wirklichen Leben gegriffener Scenen einen bemerkenswerthen künstlerischen Werth, sondern nur, weil es nicht uninteressant seyn kann, zu sehen, wie die Geschichte und das Leben der neuesten Tage hier zur theatralischen Darstellung wird, und wie hinwiederum diese letztere von der Bühne herab Denkart und Gesinnung des Volkes bearbeitet. Damit ist den Theatern eine Wirksamkeit eröffnet, welche besonders bei einem Volke, das so leicht zu erregen und zu entzünden ist, wie das französische, von den wichtigsten und ausgebreitetsten Folgen seyn kann und muß.

Vierter Brief.

Den 6ten September.

Mit meiner Arbeit bin ich nun im vollen Zuge, und ihr gehört, wie sich von selbst versteht, fast alle meine Zeit; die Regel ist: vom frühen Morgen bis zur Stunde des Mittagessens, d. i. gegen 5 Uhr, gearbeitet. Besondere Veranlassungen geben jedoch füglich das Recht zu einzelnen Ausnahmen, und ich benütze, so viel es sich mit dem Hauptzwecke meines Hierseyns verträgt, jede Gelegenheit, Alles, was mich interessiren kann, zu sehen und kennen zu lernen. Ich gestehe, daß mir bis jetzt schon das bloße Gehen durch die Straßen, das Verweilen an einzelnen merkwürdigen Plätzen ein überaus großes Vergnügen macht. Außer den zahllosen historischen Erinnerungen aus älterer und neuerer Zeit, welche dabei auftauchen, ist es schon die lebendige Gegenwart selbst, welche auf das angenehmste und lehrreichste be-

schäftigt. Einer der Punkte, die mich und wohl jeden Fremden am allermeisten fesseln, ist der Pont-Neuf. Diese Brücke führt bekanntlich über beide Arme der Seine, da wo sie sich am westlichen Ende der Insel, auf welcher die eigentliche alte Stadt, die Cité, liegt, wieder mit einander vereinigen; so daß die Mitte der Brücke noch auf der Spitze der Insel aufsteht. Schon die Aussicht an und für sich ist wunderherrlich. Blickst Du gegen Westen, so verfolgst Du den schönen breiten Fluß eine lange Strecke hin; über ihn führen vor Deinen Augen der Pont des arts, vom Portal des Louvre aus nach dem Palais des beaux arts, der Pont-Royal beim Eingang des Gartens der Tuilerien, der Pont de Louis XVI, von der Place de Louis XV, am Ende des Tuilerien-Gartens nach dem Palaste der Deputirtenkammer; zur rechten Seite erhebt sich der Louvre; von ihm aus zieht sich der lange Flügel hin, welcher die Tuilerien mit dem Louvre verbindet; weiter hin das Grün des Gartens und der Elysäischen Felder; auf der linken Seite insbesondere der Palais des beaux arts mit seinem Dome in der

Mitte, auf beiden Seiten die Quais längs des Flußes. Drehst Du Dich um, und schaust nach Osten, so siehst Du in die alte Stadt hinein, in welcher die herrliche Kirche Notre-Dame, und der Palais de justice, zu beiden Seiten den Fluß aufwärts mit seinen Brücken und Quais; die Häuser alle, die Du erblickst, hoch empor ragend, und in dieser Höhe und in ihrer Masse von großartiger Wirkung, zum Theile alterthümlichen Ansehens; dazu für den Deutschen fremdartig durch die hohen Fenster, schwarzen Dächer, zu hoch emporstehenden Mauern vereinigten Schornsteine. Und dieser ganze weite Raum nah und fern beständig belebt von zahllosen Wagen aller Art, Reitern und Fußgängern. Der Pont-Neuf selbst einer der begangensten Wege der Stadt, auf dessen Trottoirs man in der Regel nur langsam in der dichten Menschenmenge, die sich hier zusammendrängt, sich fortbewegen kann, zumal da auch hier nicht nur an einzelnen Stellen Boutiquen angebracht, sondern auch auf dem Pflaster gar mancherlei Waaren zum Kaufe ausgebreitet sind; außerdem haben hier zahlreiche Männer und Weiber

Posto gefaßt, die mit ihren verkäuflichen Kleinigkeiten in der Hand jeden Vorübergehenden anreden, ihm ein paar Schritte weit folgen im eifrigen Anpreisen und Vorhalten ihrer Waaren; auch fehlen hier, wo so mancher von der Hitze des Tages und eiliger Geschäfte Erschöpfte nach Erfrischung verlangt, die Limonadehändler nicht, die mit ihren hellen Glöckchen zum Trunke einladen; derbere Kost bieten hier und längs der Quais Weiber, die Fleisch und Würste und Fische in großen Kesseln braten, auch wohl Gemüse und andere Speisen kochen, daß der Dampf sich düftend weit hin verbreitet; selbst Liebhabern des Spieles ist offene Tafel bereitet, denn hie und da sind Tischchen aufgestellt, an denen, unter lautem Schreien und Ermuntern der Bankhalter, Lotterien mancher Art angerichtet sind und zahlreiche Versammlungen aus der untern Klasse des Volkes fesseln. Der Fluß ist an den Landungsplätzen gefüllt mit den großen Schiffen der Köhler, die in beständiger Geschäftigkeit ihre Kohlen in große Säcke sammeln, und dann auf dem Rücken durch die Straßen zum Verkaufe tragen, hie und da sind

Badeanstalten, wie schwimmende Häuschen angebracht, zierlich von Holz erbaut, mit Bäumen umstellt, und durch kleine hölzerne Brücken mit dem Lande verbunden. Stehe hier Stunden lang, und das bewegte schnell vor Dir vorüberwogende Leben bietet jeden Augenblick eine andere Scene dar, die Dich ergötzt, und täglich und stündlich ist es hier lauter und gedrängter und bunter, und vor Allem reicher an Inhalt und Bedeutung, als es bei Dir daheim an dem einzelnen Tage des besuchtesten Jahrmarktes ist. In der Mitte des Pont-Neuf auf einem Vorsprunge nach Westen steht die Reiterstatue Heinrichs IV, gerade nach dem Eingang der Cité hinblickend, in welche er, nachdem er die Königswürde in blutigem Kriege erkämpft hatte, seinen Einzug zur Kirche Notre-Dame hielt. Und dieser erste Bourbonische König trägt nun in der Hand die dreifarbige Fahne, das Zeichen der Vertreibung seiner Enkel. Doch steht sie diesem Könige immer noch besser an, als Ludwig dem XIV, in dessen Hand man auf der Place des victoires auch dieses Panier der Volksfreiheit gesteckt hat.

Das letzte Fenster jenes Flügels, der von den Tuilerien sich bis zum Louvre erstreckt, an der östlichen Ecke, ist dasjenige, aus welchem Karl IX. eigenhändig auf die vorüberfliehenden Protestanten schoß; aus diesem nehmlichen Fenster fiel, wie man mir erzählte, am dritten Tage der Julyrevolution der erste Schuß der Schweizer auf das Volk. Dieses Zusammentreffen gab Veranlassung zu einer bittern Inschrift, die man unter dem Fenster an die Mauer malte, die aber jetzt theilweise wieder verwischt und unleserlich geworden ist.

Fünfter Brief.

Den 8ten September.

Die wenigen Briefe, die ich mitgebracht, habe ich nun, so weit es geschehen konnte, abgegeben. Manche waren mir unbrauchbar geworden, weil ich sie versiegelt erhalten, und man mich in Frankfurt dringend gewarnt hatte, keinen versiegelten Brief gegen das strenge Ver-

bot über die französische Gränze bringen zu wollen. Sie eröffnet zu übergeben, wäre aber natürlich gegen allen Anstand gewesen. — Mit mehreren Besuchen, welche ich ohne besondere Empfehlung zu haben, machen wollte, war ich nicht glücklich; viele Personen leben jetzt, so lange es die Jahrszeit noch erlaubt, auf dem Lande, viele sind in Folge der neuen Verhältnisse theils durch Geschäfte, theils durch neugierige Theilnahme an den Ereignissen des Tages zu sehr in Anspruch genommen, als daß man sie so leicht ruhig in ihren Wohnungen zu sprechen bekäme. Ich beschloß daher, für jetzt weiter keine Anstrengungen dieser Art zu machen, sondern es dem guten Glücke zu überlassen, ob es mir Gelegenheit, interessante persönliche Bekanntschaften zu machen, zuführen wolle. Dieser Entschluß kommt meiner Scheu, mich bei Männern, die ich zwar gerne kennen lernen möchte, denen dagegen ich selbst ein weltfremder, gänzlich uninteressanter Mensch bin, selbst zu introduciren, trefflich zu Statten. Auch knüpfen sich für denjenigen, der seine Zeit für eine bestimmte Arbeit wohl zu Rathe halten

muß, an solche Gänge gar zu viele Unbequemlichkeiten. Vor Allem die weiten, viele Zeit raubenden Entfernungen; dann die Unreinlichkeit der Straßen; die einen enge und in der Mitte von einer Gosse durchzogen stets voll schmutzigen Wassers, das die immerwährend hin und wieder rollenden Wagen nach beiden Seiten hinaustreiben, so daß sie auch bei schönem Wetter nicht leicht jemals trocken werden, dazu an einzelnen Stellen Haufen vom Abfall der verbrauchten Gemüse, von Austern-Schalen und anderm aus den Häusern geworfenen Unrathe, der liegen bleibt, bis die täglich die Straßen durchfahrenden Karren ihn hinwegschaffen; andere Straßen breit und schön, aber bei gutem Wetter immer von dem aufgetriebenen Staube durchwogt; — kurz, wer in reinlicher Kleidung irgendwo erscheinen will, kann kaum anders, als sich einer von den verschiedenartigen Gelegenheiten zum Fahren bedienen, die in großer Anzahl dargeboten sind. Die Fiacker mit zweispännigen, geschlossenen Wagen, und die einspännigen, zweirädrigen, sehr leichten Kabriolets, in welchen der Kutscher neben dem jedes-

maligen Passagier sitzt, stehen auf bestimmten Plätzen, *) und können für jede Fahrt, nach allen Richtungen der Stadt gemiethet werden. Fährt man in einem Kabriolet à l'heure, was immer der Fall ist, wenn man eine volle Stunde oder darüber fährt, oder wenn man dasselbe da, wo man aussteigt, warten läßt und dann wieder zur Rückfahrt oder noch für andere Wege benützt, so zahlt man für die erste Stunde 35, für jede folgende 30, für die einzelne Fahrt ohne Anhalten (par course) 25 Sous. Im vierspännigen Wagen eines Fiacker zahlt man à l'heure für die erste Stunde 45, für jede folgende 35, par course 30 Sous. Diese Wagen und Wägelchen sind alle numerirt, und man thut wohl, wenn man beim Einsteigen so, daß der Kutscher es bemerkt, die Nummer besieht. Denn sollte man über unbillige Forderungen oder unhöfliches Betragen eine Klage zu führen haben, so braucht man nicht den Namen des Kutschers, sondern nur die Nummer seines

---

*) 900 Fiacker auf 71, 753 Kabriolets auf 29 Plätzen.

Wagens zu wissen. Auch befinden sich an den Standplätzen dieser Miethwagen gewöhnlich kleine hölzerne Häuschen, in welchen ein Polizeibeamter sich aufhält, der über die eingeführte Ordnung zu wachen, und vorkommende Klagen sogleich aufzunehmen hat. Bei weitem wohlfeiler, aber freilich nicht der Disposition der Fahrenden selbst überlassen, sind die sogenannten Omnibus. Die erste Unternehmung dieser Art wurde erst vor wenigen Jahren begründet, und der sehr bezeichnende Name, den sich dieselbe gab, ist als Gattungsname für alle solche Unternehmungen, die seit dieser Zeit entstanden sind, geblieben. Im Einzelnen aber unterscheiden sich diese Unternehmungen durch besondere, mit großen Buchstaben den Wagen aufgemalte Namen, meistens auch durch die Farbe von einander. So bestehen die von ihrem Ursprunge her vorzugsweise sogenannten Omnibus, mit gelben, die Entreprise générale des Dames blanches mit weißen, die Entreprise der Tricycles, dreirädrig, mit gelben, der Carolines mit grünen, der Béarnaises mit braunen Wagen u. s. w. Diese Wagen alle, theils mit

zwei, theils mit drei Pferden neben einander bespannt, sind lang und geschlossen, der ganzen Länge nach auf beiden Seiten mit Fenstern versehen; die Oeffnung zum Einsteigen, ohne Thüre, ist hinten; im Innern laufen auf beiden Seiten die Bänke hin, jede groß genug, um 8 bis 9 Personen aufzunehmen; zwei bis drei können auch noch auf der Querbank sitzen, welche in der Tiefe des Wagens die beiden Seitenbänke mit einander verbindet. Am Eingange sitzt der Conducteur, oder steht, wenn der ganze Wagen gefüllt ist, auf dem Tritteisen; wünscht Jemand einzusteigen, so zieht dieser Conducteur die Klingel, deren Glocke vorn in der Nähe des Kutschers angebracht ist, worauf Letzterer hält, bis ihm auf gleiche Weise das Zeichen zum Weiterfahren gegeben wird; eben so, wenn Jemand aussteigen will. Jede dieser Unternehmungen hat ihren Curs, d. h. bestimmte Wege, welche sie ihre Wagen, von denen alle halbe Stunden je einer ausfährt, von einem bestimmten Platze aus bis zu einem bestimmten Ziele hin, den ganzen Tag über hin und her zurücklegen läßt. Diese Curse muß man aber,

wenn man sich eines solchen Wagens bedienen will, wohl kennen, um nicht, ehe man sich's versieht, in eine ganz andere Region gebracht zu werden, als man wünscht. Der Preis für eine solche Fahrt, man habe sie nun über die ganze meistens sehr beträchtliche Strecke des Curses, oder nur einen, wenn auch noch so kleinen Theil derselben mitgemacht, ist auf 6 Sous festgesetzt. Da in diesen Wagen sich häufig Leute aus den verschiedensten Classen und Ständen zusammen finden, so giebt es nicht selten Stoff zu der ergötzlichsten Unterhaltung. — So bequem diese vielfachen Gelegenheiten für denjenigen sind, der seine Reisen durch Paris zu Wagen machen will, so sehr erschweren sie doch dem Fußgänger seine Arbeit. In der That braucht es, um sicher durch die Straßen, und von einer in die andere zu kommen, einer nur durch Uebung zu erwerbenden Geschicklichkeit. Wenn gleich die Kutscher unermüdlich ihr pflichtmäßiges Ho Hopp! ausrufen, so kann man doch, besonders da, wo mehrere Straßen von verschiedenen Seiten zusammen laufen, nur durch die größte Aufmerksamkeit, ja bisweilen

nicht anders als durch bedeutende Sprünge der Gefahr entgehen, von den Wagen überrannt oder in die Mitte genommen zu werden. — Unter der vorigen Regierung war verboten, daß Knaben unter 14 Jahren, oder Frauenspersonen Kabriolets in den Straßen von Paris führen sollten. Dieses Verbot scheint aber jetzt auch antiquirt zu seyn, wenigstens sieht man schon wieder hie und da stattliche Damen das Wagenlenkeramt ausüben.

Die Personen, bei welchen ich Besuche machte, richteten fast alle gleich nach der ersten Begrüßung die Frage an mich, ob es in meinem Vaterlande, und in den Gegenden, durch welche ich auf der Reise gekommen, ruhig sey. Die Köpfe der Franzosen sind von den Gedanken an ihre Revolution so sehr erfüllt, daß sie zu glauben scheinen, die Lust an dieser politischen Wiedergeburt müsse auf Flügeln des Sturmes über ganz Europa gefahren seyn. Zugleich aber sind sie höchst gespannt darauf, wie die großen Mächte ihr Verhältniß zu dem jetzigen Frankreich stellen werden, und man findet im Allgemeinen Krieg nicht unwahrscheinlich. Die

Schmach, daß Paris fremde Sieger gesehen, ist noch lange nicht verwunden. Man sucht Trost und Ehrenrettung in unerschöpflichen Anklagen gegen den Herzog von Ragusa; dieser habe Paris und Frankreich an die Alliirten verkauft, er habe für schnöden Sold durch widersprechende Befehle Unordnung und Unsicherheit unter die Truppen gebracht, die Munition verdorben, kurz auf jede Weise allen Widerstand und die Vertheidigung der Hauptstadt unmöglich gemacht. Im gegenwärtigen Augenblick aber, meint man, dürften die Fremden immerhin kommen; jetzt wäre Frankreich unüberwindlich; und, was mir am ersten Tage meines Aufenthalts ein Barbier mit großem Pathos versicherte, das hörte ich seitdem von gar vielen, ganz andern Leuten: geschähe ein Angriff auf Frankreich, so stünde die ganze Nation für Einen Mann, und die Losung wäre vaincre ou mourir!

Sechster Brief.

Den 10ten September.

Die July-Revolution ist, wie Du Dir leicht vorstellen kannst, häufig Gegenstand der Unterhaltung. Zu Gunsten des vertriebenen Königs, seiner Familie und seiner Minister habe ich noch Niemanden sprechen hören; diejenigen, die es etwa noch wohl mit ihnen meinen, haben sich entweder von Paris entfernt, oder halten sich still und versteckt. In manchen Familien wirkt der Schrecken über die blutigen Ereignisse der drei Tage noch immer so lebendig fort, daß die Freude über die glücklichen Resultate derselben kaum noch recht laut durchbrechen kann. Anderwärts hört man den Ruhm und die Thaten der großen Woche desto enthusiastischer preisen. Eben so merkt man in Bezug auf die Zukunft dem einen Theile eine gewisse Bangigkeit deutlich genug an; die Besorgniß um Sicherheit des Erwerbes und des Besitzes, um das eigne

und um der Angehörigen Leben läßt sich nicht unterdrücken. Der andere Theil ist voll der freudigsten Zuversicht, fürchtet nicht nur keinen feindlichen Angriff, sondern wünscht ihn sogar herbei, um die alten, seit der Restauration welk gewordenen Lorbeeren mit frischen vertauschen zu können. Viele meinen auch, ein Krieg würde für Frankreich vortheilhaft seyn, weil er eine heilsame Ableitung der im Innern gährenden Masse gewähren würde.

Von Fremden, welche Augenzeugen der Revolution waren, höre ich über das Benehmen des Pariser Volkes während der drei Tage sehr verschiedenartige Berichte. Die einen rühmen, das ganze Volk, auch in seinen niedrigsten Klassen, sey durch die Begeisterung für die Freiheit und für den Kampf gegen Willkühr und Tyrannei, wie zu einer höheren Existenz empor gehoben gewesen, da habe sich überall mit unüberwindlichem Heldenmuthe gegen den bewaffneten Feind die edelste Milde und Menschlichkeit gegen den im Kampfe verwundeten, überall mit dem glühendsten Haße gegen widerrechtliche Unterdrückung die großmüthigste Un=

eigennützigkeit und Mäßigung im Bunde gezeigt; auch die heftigste Aufregung und Erschöpfung habe nirgends einen übermäßigen Genuß oder Berauschung zur Folge gehabt. Dagegen sagen Andere, die eigentlich thätigen Theilnehmer am Kampfe seyen doch größtentheils Leute des gemeinsten Schlages, Gesindel gewesen; an Ausbrüchen wilder Rohheit habe es nirgends gefehlt; auch Wehrlose, wenn sie nicht augenblicklich in das Geschrei Vive la Charte! eingestimmt hätten, seyen niedergehauen worden; anders als betrunken habe man keinen dieser Heroen der Freiheit gesehen. —

Man sehe, welch ein schwer aufzutreibendes Ding historische Glaubwürdigkeit ist, wenn Leute, die alle an Ort und Stelle der Begebenheiten waren, und sämmtlich sich auf das berufen, was sie mit eignen Augen gesehen haben, so abweichende Nachrichten geben. Indessen war keiner von diesen Zeugen überall, und nach Verschiedenheit der Zeiten und der Localitäten mag auch der Hergang der Dinge verschieden gewesen seyn. Uebrigens glaube ich meinerseits, man würde in diesem Falle Unrecht thun,

wenn man nur annehmen wollte, die Wahrheit liege in der Mitte. Daß Entschlossenheit und Tapferkeit im höchsten Maaße vom Volke bewiesen worden ist, dafür spricht unabweisbar der glänzende Erfolg. Aber auch von Milde, Großmuth, Mäßigung und Uneigennützigkeit werden so viele zuverlässig beglaubigte Züge erzählt, daß nach ihnen sich der allgemeine Charakter des Revolutionskampfes gewiß mit größerem Rechte bestimmen läßt, als nach einzelnen Excessen, die zu sehr in der Natur solcher Begebenheiten liegen, als daß sie befremden oder ein allgemeines Urtheil begründen könnten. Eine jener vielen ruhmwerthen und außer allen Zweifel gesetzten Thatsachen ist folgende: Ein großer Volkshaufe drang vor die königliche Bibliothek, und verlangte die dort aufbewahrten Waffen. Umsonst versicherte man, daß es da keine brauchbaren Waffen gebe. Die Führer des Haufens drohten, Gewalt zu brauchen. Nun öffnete man das Kabinet, in welchem alte Schwerdter, Lanzen, Rüstungen, mehrere Degen früherer französischer Könige, als merkwürdige Antiquitäten aufbewahrt werden.

Diese Waffen alle wurden nun herausgenommen und fortgetragen zum Kampfe; so bald aber dieser beendigt war, wurden sie so vollständig zurück geliefert, daß, obgleich manches Stück eine kostbare Beute gewesen wäre, doch auch nicht ein einziges davon fehlte.

Gegenwärtig ist es hier ruhig, Alles geht seinen Geschäften nach; und wer es nicht wüßte, daß vor wenigen Wochen hier eine Umwälzung vollbracht worden ist, die durch ganz Europa nachwirken wird, könnte sich lange unter diesen emsigen, beweglichen Leuten herumtreiben, ohne etwas davon zu gewahren. —

Die Regierung scheint im Allgemeinen Vertrauen bei dem Volke zu genießen. Doch handelt sie den Männern der Revolution nicht kräftig genug im Sinne der großen Woche; diese möchten in Sachen und Personen, so weit sich's nur immer thun ließe, alles, was an die vorige Dynastie erinnert, aufgehoben und verwiesen sehen; das junge Frankreich soll nun herangelassen werden, um die ganze Verfassung und Verwaltnng mit frischem Blute zu verjüngen.

Auch die Deputirtenkammer, noch vor kurzer Zeit auf dem Gipfel der Popularität, muß nun schon manchen Tadel nach der erwähnten Art über sich ergehen lassen. In dem Klubb der Volksfreunde werden alle dergleichen Freiheit und Rechte des Volks betreffende Gegenstände eifrig verhandelt, und Plane gemacht, um die Regierung auf der Bahn der Revolution zu erhalten und vorwärts zu treiben. Mit der größten Spannung sieht man dem Prozesse der Exminister entgegen, und arbeitet demselben auf mancherlei Weise vor. — Auch die Journale führen zum Theil bereits eine heftige, für manche der gegenwärtigen Minister keineswegs günstige Sprache. Ihre immer schon große und einflußreiche Wichtigkeit ist aber seit der Revolution außerordentlich gesteigert; das glorreiche Werk der Befreiung wird nicht zum geringsten Theile ihnen zugeschrieben. Man sagt, dadurch, daß manche der bedeutendsten Journalisten für jene Mitwirkung ausgezeichnete Belohnungen durch Stellen im öffentlichen Dienste u. d. gl. erhalten hätten, seyen diejenigen, welchen man nicht alsogleich die nehmliche Dank-

barkeit habe erweisen können oder wollen, sehr beleidigt und zu heftiger Opposition gereizt worden. Das wäre zwar menschlich, aber sehr schlimm.

Auch in der Klasse der ouvriers scheint theils Nahrungslosigkeit, theils fortdauernder Revolutionsschwindel, theils vielleicht auch der Einfluß leitender Parteimänner hie und da noch die Aufgelegtheit zu gewaltsamen Demonstrationen zu unterhalten. Einer meiner Reisegefährten stand neulich so, wie man zu thun sich in Paris gar nicht zu scheuen braucht, an der Mauer eines Hauses; plötzlich fährt dicht an seinem Ohre eine Hand vorbei und klebt einen Zettel an die Wand. Er hatte die Ueberschrift: Appel aux ouvriers, und war schlecht gedruckt, wie mit einer Handpresse. Sich mit dem Inhalte bekannt zu machen, nahm mein Freund sich keine Zeit, aber augenblicklich war eine Menge gemeiner Leute versammelt, um zu lesen; doch eben so schnell lief ein Nationalgardist herbei und riß den Zettel ab. Vielleicht stand damit im Zusammenhang, daß in der Nacht die Drucker einen Tumult erregten, in

einige Druckereien brachen und die presses mécaniques zerschlugen, weßhalb am folgenden Tage mehrere Journale nicht erscheinen konnten. Der Lärm war durch die Straße gezogen, in welcher ich wohne, und hatte mich aus dem Schlafe geweckt; aber bereits an das auch bei Nacht noch laute Pariser Leben gewöhnt dachte ich nicht, daß etwas Besonderes vorgehe. Erst am folgenden Morgen erzählte mir meine Hauswirthin, was geschehen sey, mit tiefer Betrübniß darüber, daß Leute, die nichts zu verlieren hätten, nicht aufhörten, die ruhigen Bürger in Angst und Schrecken zu versetzen. Die Regierung hält, wie es scheint, selbst für nöthig, sich gegen diese ouvriers sicher zu stellen. Wenigstens weist sie den Behörden aller Verwaltungszweige beträchtliche Summen an mit dem Auftrage, auch außer dem Falle dringenden Bedürfnisses bauen und arbeiten zu lassen. Allerdings mag dieß das beste Mittel seyn, um der Lust zu Unordnungen die Nahrung zu entziehen.

Siebenter Brief.

Den 12ten September.

— — Gestern war ich in St. Cloud. Wir nahmen nicht den geraden Weg, sondern über Neuilly, wo der jetzige König seinen herrlichen Landsitz hat. Es ist dieß eine kleine Stadt, mit hohen, schön gebauten Häusern. Wir fuhren über die lange Brücke, berühmt durch die Kunst, mit welcher der Ingenieur Perronet sie aus erstaunlich großen Steinen unter Ludwig XV. erbaute, und durch den Heroismus, mit welchem im Jahre 1814 achtzig Invaliden der kaiserlichen Garde sie gegen zwei tausend Feinde vertheidigten. Dann beugten wir sogleich links ab, und der Weg führte nun, links die Seine, rechts eine fast fortlaufende Reihe schöner Gärten und Landsitze, überaus anmuthig nach St. Cloud. Eine Beschreibung des Schlosses u. s. w. wirst Du mir erlassen, sie ist in genug Büchern zu lesen. Wir durchstreiften den Park, in wel-

chem Buden erbaut, und andere Vorbereitungen zur fête, die auf den heutigen Sonntag fällt, getroffen wurden; namentlich wurde eine große Menge von Caroussels, von denen die Franzosen große Freunde zu seyn scheinen, mit Rossen, Wagen und Schiffen aufgerichtet. In diesem Park lustwandelten viele Reconvalescenten, die in den Julytagen verwundet worden waren, und denen man zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit einen Raum im Schlosse angewiesen hat.

Bis hieher waren auch die Schüler der école militaire zu St. Cyr auf dem Wege nach Paris gekommen, wohin sie zum Kampfe für den König waren beordert worden. Es sollte gerade damals Prüfung in dieser Kriegsschule gehalten werden. Aber schon am Montag traf die Nachricht ein von den Ordonnanzen, und von unruhiger Stimmung in Paris. Bald darauf kam ein königlicher Ordonnanzofficier und brachte den Befehl, das ganze Bataillon der Kadetten sollte mit Patronen versehen werden und für die Sache des Königs ausrücken. Mit dem Examen war's nun zu Ende. Voll

Begierde, die ersten Kriegsthaten zu thun, brach das Bataillon, einige hundert junge Leute, meistens aus den altadeligen Geschlechtern, mit zwei Kanonen auf, marschirte bis St. Cloud und bivouaquirte die Nacht hindurch im Park. Als aber nach Entscheidung der Dinge zu Paris die königliche Familie sich auf die Flucht nach Rambouillet begab, so zogen sie hinter drein, wieder nach St. Cyr zurück, welches an dem Wege nach Rambouillet liegt.

Wir erstiegen die Höhe von Bellevue, und wanderten bis auf die Terrasse von Meudon. Die Aussicht, besonders von dem letztern Punkte aus weit und umfassend, ist überaus schön; unten die Seine mit ihrem hellgrünen Wasser, durch eine freundliche Landschaft voll von Ortschaften und einzelnen Häusern, die aus dem grünen Grunde weiß hervorschimmern, sich herumziehend, links die Brücke von St. Cloud, gegen über Boulogne, dann das Boulogner Gehölz und jenseits desselben die Stadt Paris mit ihren Thürmen und Pallästen, fast in ihrer ganzen ungeheuren Ausdehnung. — Meudon liegt in dieser Gegend besonders hoch, und wird we-

gen gesunder Luft gerühmt, weßhalb auch Napoleon den König von Rom während der Sommermonate in dem dortigen Schlosse seinen Aufenthalt nehmen ließ. — Höher noch liegt seitwärts hinter St. Cloud der Mont-Valérien, wo Napoleon ein Fräuleinstift für verwaiste Töchter von unbemittelten Rittern der Ehrenlegion erbaut hatte. Unter den Bourbons war es Seminaristen zum Aufenthalt angewiesen worden. — Man kann in diesem Lande keinen Schritt thun, ohne einer merkwürdigen Erinnerung an den raschen Wechsel der Dinge in so kurzem Zeitraume zu begegnen. — Auf dem Rückwege nach St. Cloud sahen wir im Park, und sonst an verschiedenen Orten Nationalgardisten mit großem Eifer exerciren. — Abends durch das Boulogner Holz nach Paris zurück. — —

Achter Brief.

Den 15ten September.

— In der großen Oper (Académie royale de musique) habe ich Rossini's weltberühmten Wilhelm Tell gesehen. Doch ehe ich Dich etwas von diesem Werke und seiner Darstellung hören lasse, muß ich Dir erst erzählen, mit welchen Mühseligkeiten man sich den Eintritt in das Innere des Kunsttempels erkaufen muß. — Es besteht nemlich, um das Zudrängen zu der Kasse zu verhüten, in den Pariser Theatern folgende Einrichtung. Auf dem Vorplatze wird durch hohe Gittergeländer ein Gang gebildet, so schmal, daß nur zwei Personen neben einander darin stehen können. Je nachdem der Raum es erlaubt, zieht dieser Gang sich entweder in Einer langen Linie hin, oder er bricht sich in mehrere parallele Linien, die an ihren Enden mit einander in Verbindung stehen, so

daß der eine dieser Gänge in den andern führt, und man, um den ganzen Weg innerhalb derselben zurückzulegen, bald hin-, bald wieder herwärts zu gehen hat. Anders aber, als durch diese Gänge ist es nicht möglich zur Kasse zu gelangen. Wird nun ein stark besuchtes Stück gegeben, so füllen sich dieselben geraume Zeit vor der Eröffnung der Kasse. Wünscht man daher im Hause selbst einen guten Platz zu erhalten, so muß man sich früh genug einfinden, um innerhalb jener Geländer weit voran zu kommen und dadurch nahe an der Kasse zu seyn. Daß aber, wenn das Büreau geöffnet ist, die Masse nicht stürmisch und gewaltsam aus jenem Gange hervorströme, dafür sorgt aufgestellte Wache, welche nie mehr als zwei Personen zugleich vortreten läßt. Da nun das Bureau eine Stunde vor Anfang des Spiels geöffnet wird, so ist das geringste Opfer, das man bringen muß, wenn man bei einem beliebten Stücke sicher seyn will, nicht nur einen guten, sondern überhaupt einen Platz zu finden, daß man sich ein Warten von wenigstens 2 oder 2½ Stunden gefallen lasse. Aber noch weit

schlimmer ist das Pressen und Drücken, welches man zu erdulden hat, wenn sich die Gänge immer mehr füllen, besonders da wo die gebrochenen Gänge ein Ecke bilden. Eigentliches Vordrängen, wodurch der Hintermann sich vor seinen Vormann zu schieben suchte, findet zwar nicht Statt: denn der einmal erworbene Platz wird von Jedem als unantastbares Eigenthum respectirt, aber eine natürliche Ungeduld treibt doch die Hintersten, auch wenn sie sich keinen Vortheil davon versprechen können, stets auf die Vorderen zu drängen, zumal wenn nach Eröffnung der Kasse das langsame Vorrücken Aller einmal in Gang gekommen ist. Nur an den Ecken der gebrochenen Gänge ist es möglich und erlaubt, dadurch, daß man sich hart an der Schärfe des innern Geländers herumdreht, einen Vorsprung zu gewinnen, und manche geübte Theaterbesucher besitzen darin eine Geschicklichkeit, daß sie leicht drei bis vier Schritte vor ihren bisherigen Nebenmännern voraus kommen. Indessen benützt diese Verhältnisse der französische Speculationsgeist zu einem nicht unergiebigen Gewerbe. Es giebt eine Menge

Leute, welche entweder sich im Voraus Eintrittkarten zu verschaffen wissen, und diese für erhöhten Preis verkaufen, wodurch der Käufer den Vortheil hat, nicht erst jenen langen Schneckenweg bis zur Erlegung des Eintrittgeldes machen zu müssen, sondern von dem nicht versperrten Theil des Vorplatzes aus, gleich, so bald die Eröffnung überhaupt geschehen ist, in das Innere des Hauses eingelassen zu werden. Oder diese Speculanten nehmen sehr frühzeitig die vordersten Plätze innerhalb der Geländer ein, und treten dieselben an später Kommende für gutes Geld ab, oder lösen sich, bald an die Kasse gelangend, Eintrittkarten (doch werden nie mehr als drei an Eine Person abgegeben), und suchen dieselben wieder an Verspätete abzusetzen. Das Geschrei dieser Leute, die ihre Plätze oder ihre Billets anbieten, das Schelten derer, die einen unerlaubten Versuch vorwärts zu kommen abwehren, das Eifern der aufgestellten Wachen, das unaufhörliche eintönige Ausrufen des Zettelverkäufers: Voilà le programme du spectacle! Voilà le programme! dieß alles macht einen Lärm und ein Getöse,

daß der Fremde jeden Augenblick fürchtet, es gehe zu Mord und Todschlag.

Mit allen diesen Vorrichtungen und Verhältnissen nun gänzlich unbekannt (denn in das Gymnase dramatique, welches ich schon vorher besucht hatte, war ich erst nach Anfang des Spiels gekommen, als die Geländer bereits wieder hinweggenommen waren) fand ich mich eine gute Stunde vor Anfang der Darstellung im Hause der großen Oper ein, um Wilhelm Tell zu sehen. Der Vorplatz war bereits mit Menschen gefüllt. Als ich in dem umzäunten Raume, ohne recht zu wissen, was ich eigentlich beginnen sollte, an dem Geländer hinging, wendete sich ein darinnen stehender kleiner schwarzer Kerl mit großer Lebhaftigkeit an mich, und was ich mir aus seinem Gepolter abnehmen konnte, war, daß er mir einen guten Platz verschaffen wolle, um bald an die Kasse gelangen zu können. Plötzlich kroch er aus dem Geländer durch zwei etwas weiter von einander abstehende Stäbe hervor, nahm mir, ehe ich mich's versah, den Hut ab, und schob mich nun mit großer Gewalt durch den Paß, durch wel-

chen er herausgekommen war, hinein, so daß ich fürchten mußte, wenn nicht das halbe Leben, doch die halben Kleider zu verlieren. Dafür mußte ich ihm 10 Sous zahlen, hatte aber allerdings den großen Gewinn, mich eines vortrefflichen Platzes im Parterre erfreuen zu dürfen. — Nicht so gut erging mir's, als ich das zweitemal dieses Haus besuchte, um Auber's Stumme zu sehen. Ich stand bereits innerhalb des Geländers; das Gedränge war so unerträglich, daß ich wünschte, den Ausweg wieder zu finden, um nach Hause zu gehen. Allein ich hatte mich das erstemal über die Richtung der Gänge nicht genug orientirt, um zu wissen, daß, während ich glaubte mich zum Ausgange hindurch zu arbeiten, ich vielmehr in dem Gange, in welchem ich mich gerade befand, mich der Kasse näher drängte. Dieß nahmen meine Nachbarn sehr übel auf, und ich hatte Mühe, ihnen meinen Irrthum begreiflich zu machen. Ich mußte mich in möglichster Geduld darein ergeben, in meiner Bedrängniß zu verharren und mich, nachdem der Einnehmer in seinem Büreau erschienen war, mit der ganzen dichten Masse allmäh-

lig vorwärts zu schieben. Als ich aber endlich an der Kasse angelangt war, erhielt ich den Bescheid, daß das Parterre bereits gefüllt und nur auf der obersten Gallerie noch Platz zu finden sey. Bis zu dieser Höhe wollte ich mich, ohnedem verdrießlich genug, nicht versteigen, und eilte nach Hause. Ueberdieß hätte ich damals nicht einmal die ganze Oper, sondern nur die vier ersten Akte derselben sehen können, denn weil im fünften Akte die Sache des empörten Volkes unterliegt, so fand man angemessen, denselben wegzulassen.

Nun zurück zum Tell, — aber ich habe mich im Vorplatze so lange verweilt, daß, was ich Dir aus dem innern Hause zu berichten habe, ziemlich kurz wird zusammengefaßt werden müssen.

Der Anfang der Ouvertüre wirkt auf eine Weise, die man von Rossini nicht gewohnt ist, er klingt bedeutsamer und ernstlicher, als dieses Meisters sonstiges Spielen mit den Tönen; der Satz für Violoncelle und Violen wurde vortrefflich ausgeführt, und die herrlichen Töne

dieser Instrumente gingen ans Herz. Der darauf folgende Sturm heulte stürmisch genug. Der langsame Zwischensatz, mit der zierlichen Nachahmung des Kuhreigens, ist durch Melodie und Instrumentirung überaus reizend. Aber das nun einher galoppirende Allegro ist wieder ganz und gar in der alten beliebten Art, ohne Gehalt und Bedeutung, ohne ernstliche Durchführung, ein leerer, wenn auch hie und da hübsch klingender Lärm. — Wie sehr nun auch die Wirkung dieser Ouvertüre zumal bei einer so präcisen, feurigen Aufführung, wie sie hier in dem reich besetzten Orchester Statt findet, durch eine glücklich gewählte und anmuthig abwechselnde Instrumentation gehoben und gesteigert wird, so fand ich doch die alte Erfahrung bestätigt, daß die rechte Probe für den Werth einer Orchestercomposition der Eindruck ist, den sie im Klavierauszuge hervorzubringen vermag. Haben die musikalischen Gedanken an sich Gehalt und Bedeutung, und sind sie auf eine kunstgerechte, in die Tiefe arbeitende Weise unter einander verbunden und durchgeführt, so erfreuen und fesseln sie auch in jener beschränk-

ten Form; ist hingegen ein Werk bei Seichtigkeit und Lockerheit der Gedanken nur darauf berechnet, durch den Reiz, die Mannigfaltigkeit und das Zusammenlärmen der vielen verschiedenen Orchester-Instrumente den Sinn des Hörers zu bestechen und zu bethören, so deckt der Klavierauszug jene ganze Armuth und Kunstlosigkeit ohne Erbarmen auf. Das Urtheil, welches ich mir von der Ouvertüre zum Tell nach dem Klavierauszuge gebildet hatte, brauchte ich nach der hiesigen glänzenden Aufführung nicht zu ändern.

Aber schon wieder hat die Einleitung mich so lange festgehalten, daß ich kaum mehr Zeit habe, zur Sache selbst zu kommen. Darum nur noch wenige Worte. Ueber die außerordentlich lange und reiche Musik der Oper ist im Allgemeinen, wie man es von Rossini nicht anders erwartet, der Reiz eines süßen, schmeichelnden Wohllautes verbreitet; dieser allgemeine Charakter aber ist vielleicht Schuld, daß, wenn die Situation den musikalischen Ausdruck weicher und sanfter Gefühle besonders verlangt, derselbe in piquante Ziererereien gelegt wird, welche

weder ihren Zweck erreichen noch überhaupt der Melodie als Zierde dienen. Man hat vielfach gesagt, daß Rossini dieser Oper mehr, als seinen anderen, dramatische Haltung zu geben vermocht hätte. Es fragt sich aber, in wie engem oder wie weitem Sinne man den Begriff der dramatischen Haltung fasse. Versteht man darunter nur die Angemessenheit des musikalischen Ausdruckes nach dem Erfordernisse der gegebenen Situation, der darzustellenden Empfindung im Allgemeinen, so ist allerdings richtig, daß Rossini hier dramatischer componirt habe, als anderwärts, daß er von dem Fehler, dem Schmerze einen lustigen und der Lust einen schmerzlichen Gesang zu leihen, sich freier gehalten habe, als er es in mancher andern Oper gethan zu haben scheint; ja es kommen in diesem Tell einzelne Momente von überraschender Wahrheit vor. Allein Freude und Traurigkeit, Liebe und Haß, jedes Gefühl und jeder Affect, wenn auch in weitester Allgemeinheit immer und überall sich selbst gleich, gestaltet sich doch in jedem Individuum wieder besonders, nimmt Ton und Farbe von dem individuellen Charak-

ter des Einzelnen an wie von den besondern äußern Lebensverhältnissen, in deren Mitte sich derselbe befindet. Und hiedurch wird für den dramatischen Tondichter jene höhere Aufgabe gestellt, welche nur die wahrhaft klassischen Meister, unter den Deutschen vor Allen Mozart, auf eine befriedigende Art zu lösen im Stande waren. Hiedurch ergiebt sich die Anforderung an den Tondichter, daß er erstens über das Ganze seines Werkes den Geist und Charakter auszubreiten wisse, welcher dem Schauplatze der Dichtung, und dem nach Völkern oder nach Ständen und Menschenklassen verschiedenen Elemente, in welchem dieselbe sich bewegt, angemessen ist, und daß er zweitens innerhalb dieses sein Werk im Ganzen durchdringenden Charakters auch jeder individuellen Verschiedenheit der handelnden Personen volles Recht widerfahren lasse, und bei allem Wechsel der Lagen und Zustände, in welche dieselben gerathen, doch mit treuer Beharrlichkeit die jeden einzelnen von dem andern sondernde Grundeigenthümlichkeit erhalte und zur sichern Darstellung bringe. Demnach wird die Musik zu einer

Dichtung, welche unter das Hirtenvolk der Schweizer Berge und Thäler führt, von Grund aus anders gestaltet seyn müssen, als diejenige, welche zu dem Stolze spanischer Grandezza einherschreitet, die Einfachheit bürgerlicher Verhältnisse, wenn ihr ja eine musikalische Seite abgewonnen werden kann, wird ganz andere Töne fordern, als der kriegerische Trotz der Soldatenwelt, die Freude des feurigen Jünglings wird anders singen, als die des gesetzten Mannes, der Schmerz der schüchternen Jungfrau ganz anders, als der der Gattin, die über den verlornen Gatten trauert. Der rechte Meister wird seine musikalischen Charaktere so bestimmt zu scheiden wissen, daß, wenn einem verständigen und richtig fühlenden Hörer vorher die in einem Werke vorkommenden Individuen treu geschildert worden sind, derselbe so ziemlich jedem Musikstücke ohne Hülfe irgend eines andern Kennzeichens muß abhören können, welcher Person es zugehört. Halte ich diesen Maaßstab an Rossini's Tell, so wird es schwer seyn, ihm den Ruhm dramatischer Wahrheit nicht streitig zu machen. Schon der

ungeheuer grobe, an das vollkommen Absurde streifende Mißgriff, in dieser Oper die Janitscharenmusik anzuwenden, und gar nicht unerhebliche Dienste leisten zu lassen, wäre für sich allein hinreichend, Zweifel an der wahrhaft dramatischen Intention des Komponisten zu erregen. In der That scheint der dem schweizerischen Inhalte der Dichtung angemessene Ton nur in einigen Chören und untergeordneten Nebenpartieen getroffen zu seyn; der Charakter der Hauptpersonen aber ist zu solcher Höhe hinaufgeschraubt und so sehr in den bon ton der neuesten Mode hinübergespielt, daß die Musik sich auf das glänzendste als eine wahre Kosmopolitin beurkundet. Melchthal singt, wie es dem feinsten Liebhaber der Residenz, wenn er nur die gehörige Glut im Herzen hat, keine Schande machen würde, wobei freilich zu bedenken, daß der Gegenstand seiner Liebe keine geringere Person ist, als eine Oesterreichische Prinzessin; Tell's patriotischer Zorn würde mit dem besten Rechte einem Brutus oder jedem andern Heros der Freiheit unverändert in den Mund gelegt werden können. Indessen, ab-

gesehen von diesen Mängeln, bleibt so viel wahr und gewiß, es ist über diese Oper eine solche Fülle schöner, lockender Melodie ausgegossen, daß auch der gerne krittelnde Zuhörer, zumal wenn er noch nicht durch häufigen Genuß Rossinischer Süßigkeiten abgestumpft ist, sich bisweilen in ein Entzücken verliert, das ihn eine Zeit lang gar nicht an die Strenge seiner Forderungen denken läßt; — wahrer Sirenen-Gesang!

Ueber die Aufführung ein andermal.

Neunter Brief.

Den 20sten September.

— Ich will nur auch heute bei dem Thema meines vorigen Briefes bleiben. Auber's Stumme habe ich nun ein paarmal gesehen, und zwar ganz, die thörichte Rücksicht, welche den letzten Akt zu spielen verbot, ist bald wieder aufgegeben worden. — Ich habe mich schon oft ernst-

lich gefragt, was es denn eigentlich seyn müsse, das dieser Oper einen so glänzenden Triumphzug durch halb Europa bereitet hat. Mag seyn, daß die verhältnißmäßig interessante und bewegungsvolle Handlung, die Mannigfaltigkeit der Gruppen, der Costüme, der Decorationen, daß insbesondere das Wunderwerk eines Vesuvausbruchs auf den Brettern überall unwiderstehliche Lockspeisen geworden sind. Allein wer die Oper besucht, kann doch die Musik nicht ignoriren, und jene würde sich trotz aller übrigen kostbaren Zuthat wenigstens nicht lange bei Credit erhalten, wenn nicht auch diese gefiele und einen großen Antheil an dem allgemeinen Beifall hätte. Auch wird ja namentlich der Musik der Stummen unerschöpfliches Lob gespendet, wenn gleich mancher vielleicht nur einstimmt, um dadurch seiner anderweiten Lust einen ehrbaren Umhang zu geben. — Ist es nun der Zauber reizender Melodie, welcher dieser Oper eine so verbreitete Beliebtheit verschafft hat? Wohl schwerlich. Auber's Melodien haben nicht die honigsüße Lieblichkeit der neuern Italiäner, und nur selten einen fortlaufend na-

türlichen Fluß. Ja er scheint oft, um der Gefahr zu entgehen, einen leicht begonnenen Gesang zu sehr in das Gewohnte, Alltägliche fallen zu lassen, absichtlich den natürlichen Gang derselben plötzlich anzuhalten und zu unterbrechen, durch eine unerwartete chromatische Versetzung, oder durch einen seltsamen Sprung, oder durch sonst ein mehr mechanisch als genial gefundenes Mittel zu reizen und zu piquiren. Gewisse Arten von Zerrissenheit der Melodie sind ihm hiedurch fast schon zur stehenden Manier geworden, wie er z. B. eine höchst tadelnswerthe und unschöne Form eines musikalischen Gedankens aus einem übrigens schönen Chor der Stummen in der Ouvertüre der Fiancée treulich wieder gebracht hat. Es giebt Schriftsteller, welche, sey es aus Unbeholfenheit, sey es aus Sucht neu und originell zu scheinen, die gewöhnliche und von jedem Hörenden oder Lesenden jederzeit erwartete Stellung der Wörter immer verschmähen und mit einer unerwarteten, weder dem Ohre noch dem Munde gerechten Stellung vertauschen. Aehnlich ist der Eindruck, welchen häufig die Melodieen Auber's hervor-

bringen; gerade was man zu erwarten berechtigt ist, kommt nicht an seiner Stelle und kann sich erst nach einem kleinern oder größern Umwege herbeifinden. Aehnliche Eigenheiten der Auber'schen Musik sind der Luxus, der mit vorgeschlagenen und vorgehaltenen Noten getrieben wird, ferner ein gewisses eintöniges Plappern der Singstimmen besonders in den Chören, ein bisweilen sehr seltsames Verhältniß der Singstimmen zu dem begleitenden Orchester u. dgl. Vielleicht sind es eben diese Abweichungen von der gewohnten Form, welche anziehen und reizen, so daß ihnen wenigstens ein Theil von dem Erfolge dieser Musik zugeschrieben werden dürfte, obgleich andrerseits gerade sie es sind, welche, zur Manier geworden und bald verbraucht, die Oper am schnellsten werden veralten und außer Mode kommen lassen. Aber es ist noch etwas anderes, und zwar ein wirkliches Verdienst des Componisten vorhanden, das ihm, und dessen Anerkennung dem großen Publikum, das er sich erworben hat, Ehre macht. Die Musik ist nemlich mit Verstand gearbeitet, ist voll einer, wenn auch

nicht

nicht tiefgenialen, doch verständig sichern Charakteristik. Die Rolle der Stummen selbst nöthigte den Componisten, ihrer Sprache ohne Rede und Gesang eine ausdrucksvolle, scharf und richtig bezeichnende Musik zur Begleiterin zu geben, und diese für den Mittelpunct des ganzen Werkes so dringend gebotene löbliche Eigenschaft verbreitete sich denn auf das wohlthätigste auch durch alle übrigen Theile desselben. In der That treten Charaktere und Situationen deutlich auseinander; es ist hier nicht auf unzeitige Rouladen-Parade, sondern auf Darstellung des wahren Lebens angelegt, und weil denn auch den Formen meistens eine glückliche Lebendigkeit inwohnt, so kann die Wirkung nicht ausbleiben. Uebrigens ist nicht etwa nur das Einzelne mit sonderndem Verstande gefaßt und gestaltet, so daß das Ganze ohne inneren Zusammenhalt in lauter vereinzelte, wenn auch für sich glücklich geformte Stücke zerfiele, sondern, wenn gleich Auber's Talent ihn am meisten zum Einzelnen, und zur verständigen, keineswegs aber immer das Seltsame verschmähenden Behandlung desselben zu treiben scheint, es zieht doch

hier unverkennbar auch durch die verschiedenartigen Theile des Ganzen Ein verbindender Geist, und bei aller Beweglichkeit, welche der Charakter der Dichtung an vielen Stellen zur Pflicht gemacht hat, bildet doch den Hintergrund eine gewisse melancholische Trübe, welche dem Stoffe wohl angemessen ist. Gleich die Ouvertüre, weit entfernt vor dem Richterstuhle deutscher Kunstkritik ein klassisches Werk heißen zu dürfen, ermangelt doch, von jenem Standpuncte aus betrachtet, ihres eigenthümlichen Werthes nicht; insbesondere wenn man einmal die ganze Oper gehört hat, und mit ihrem Inhalt und dessen Behandlungsweise bekannt geworden ist, fühlt man in ihr an manchen Stellen eine ergreifende Bedeutsamkeit. So sind meine Gedanken, freilich nur die Gedanken eines Laien; darum lasse ich mir auch gerne gefallen, daß Du daraus machest, und daran änderest, was Du willst. Es ist zu beklagen, daß die Janitscharenmusik auch in dieser Oper toben muß. In der Aufruhrscene wird der Lärm so arg, daß selbst bei dem starkbesetzten hiesigen Orchester kaum mehr etwas anderes hörbar ist, als große

Trommel und Sturmglocke. Ueberhaupt verirrt sich Auber in dieser Hinsicht auf eine bedauernswürdige Weise. Auch in seinen komischen Opern ist ihm ganz unwesentliches Vorkommen einer Militairperson oder einer militairischen Scene hinreichender Grund, um der Trommel die Ehre eines musikalischen Instrumentes zu erweisen. —

Was die Aufführungen in der großen französischen Oper betrifft, so kann ich davon freilich nur sprechen als Einer, der seit Jahren kein bedeutenderes Theater gesehen hat, und daher nicht weiß, wie die Leistungen unserer größeren deutschen Bühnen in neuer Zeit beschaffen sind. Ohne also Vergleichungen anstellen zu können, muß ich gestehen, daß, was ich hier gesehen und gehört habe, mich auf das angenehmste überrascht hat. Decorationen, Costüme, scenische Anordnung, Alles glänzend, kunstreich, wohl berechnet zu einem zusammenstimmenden Effect, und nirgends eine theatralische Lächerlichkeit. Alles ist Leben und Bewegung. Kein Statist ist bloß da zum Stehen, sondern Jeder thut etwas, und trägt das Seinige bei zu der

lebenvollen Darstellung. In den Opern, die ich bis jetzt besucht habe, war keine einzige Rolle schlecht besetzt und durch ihren Inhaber verdorben, sowohl was Spiel, als was Gesang betrifft. Denn es wird hier von den Sängern gefordert, daß sie auch gute Schauspieler seyen, und schweren Rollen, wie z. B. die des Masaniello ist, auch durch ihr Spiel genügen. Der Gesang aber ist in den Chören wenigstens durchaus rein und präcis, in den Solopartieen, zwar französisch, d. h. kokettirend, und bisweilen den Beifall des Publikums durch etwas suchend, was eigentlich gar nicht mehr Gesang ist, aber in dieser Art doch vortrefflich und sehr ausgebildet. Erster Sopran ist Madame Damoreau, Tenor Lafont (Nourrit ist durch Krankheit vom Auftreten abgehalten), Baß Dabadie. Besonders Lafont scheint zu verstehen, wie man das Pariser Publikum elektrisirt, und ist einer gewissen Leidenschaftlichkeit Meister, in welcher die Töne mehr aus gepreßter Brust gestöhnt oder mit schreiender Gewalt declamirt, als gesungen werden. Das Publikum ist aber auch sehr dankbar, nicht nur begrüßt es seine Lieb-

linge gleich beim Heraustreten auf die Bühne mit lautem Klatschen, sondern es huldigt auch jeder einzelnen gelungenen Leistung auf das Lebhafteste. Doch scheint es bei aller Anerkennung, welche es den Sängern zu Theil werden läßt, noch weit mehr gewogen zu seyn den Tänzern und Tänzerinnen. Es ist ergötzlich, mit anzusehen, welche Stadien das Wohlgefallen des Publikums zu durchlaufen hat, bis es endlich als stürmischer Beifall losbricht. Denn man fürchtet, einen Sänger oder einen Tänzer mitten in seiner Arbeit zu unterbrechen, und kann doch die Freude, die man daran hat, auch nicht ganz unterdrücken. Daher vernimmt man zuerst hie und da, dann immer verbreiteter ein halblaut zitterndes Oh!, nach und nach lassen sich einzelne immer noch leise Ausrufungen hören: Oh! que c'est joli! que c'est gracieux!, die Bewegung wächst und wird immer ungeduldiger, endlich donnert der Sturm los, und Lungen, Hände, Füße und Stöcke, Alles muß helfen, um dem Entzücken eine Sprache zu leihen. Ein Publikum, das an ausgezeichneten Leistungen einen so begeisterten, dankbaren Antheil

nimmt, ist in der That auch etwas Erfreuliches.

Mit der Liebhaberei an den Balletten hat es, scheint mir, eine ähnliche Bewandtniß, wie mit dem Austernessen. Als ich das letztere, hier zum erstenmale in meinem Leben, versuchte, machte ich ein bedenkliches Gesicht zuvor, und ein noch bedenklicheres darnach; man versicherte mich aber, das Austernessen müsse man lernen. So befand ich mich auch, als ich das erste Ballett im Wilhelm Tell beginnen sah, in der übelsten Stimmung theils gegen diese Tanzkunst überhaupt, theils über die Unterbrechung des mir so viel interessanteren Verlaufes der eigentlichen Oper. Indessen stehen meine Fortschritte in diesen beiden Künsten in umgekehrtem Verhältniß. So wenig fernere Versuche mich in der Kunst, Austern wohlschmeckend zu finden, weiter brachten, so sehr hat öftere Wiederholung mir's begreiflich gemacht, wie der Anblick des Balletts für den Kenner oder geübten Zuschauer etwas Anziehendes und Ergötzendes haben könne; ich selbst bin wenigstens dahin gekommen, die Ensembletänze in ihrem rhythmi-

schen Schweben, in ihren kunstreichen, bunten Verschlingungen, mit Vergnügen anzusehen. Die Soli aber, selbst von einer Montessü und Taglioni getanzt, vermögen mich nicht so zu bezaubern, daß das ästhetische Wohlgefallen den Sieg davon trüge über das moralische Mißbehagen, zumal da durch die neue Freiheit auch die Kleidung der Tänzerinnen wieder frei geworden ist von dem unter der vorigen Regierung ihr auferlegten Zwang der Decenz. Uebrigens kann ich rühmen, daß ich noch nie bei einem Ballette auch nur die geringste unanständige Aeußerung von irgend einem meiner Nachbarn im Publikum gehört hätte.

So oft ich bis jetzt noch die große Oper besuchte, wurde jedesmal, nachdem ein paar Acte gespielt waren, ein Nationalgesang verlangt. Meistens erhebt sich zugleich das Geschrei der Einen nach der Parisienne und der Andern nach der Marseillaise; es kommt darauf an, welche Partei die andere überbietet. Dann hebt sich der Vorhang, und Lafont oder Dabadie, die dreifarbige Fahne in der Hand, treten mit ihrem Chorus heraus, natürlich Alles in dem

Costüme der Oper, die eben gespielt wird, und das geforderte Lied wird gesungen. Lafont legt in die Parisienne alle Heftigkeit und alle Empfindsamkeit, die ihm zu Gebote steht. Dabadie singt die Marseillaise mit Kraft und Energie; das Publikum aber ist jedesmal trunken von Entzücken, und begnügt sich bisweilen nicht mit Einem Gesang, sondern verlangt nach dem einen auch noch den andern. Komisch genug nahm sich die Sache neulich in der komischen Oper aus. Es wurden les Visitandines gegeben. Das Stück spielt in einem Kloster der Visitandinerinnen. Nach dem ersten Acte ertönt das Geschrei nach der Marseillaise. Die Schauspieler aber wollen nicht hören. Endlich hebt sich der Vorhang, die spielenden Personen, Nonnen, ein Mönch, der Arzt des Klosters stehen auf der Bühne, nicht um das Nationallied zu singen, soudern um ihre Oper fortzusetzen. Nun aber wird das Geschrei wild und unwiderstehlich; keine Ruhe, bis der Mönch sich die tricolore holt, und mit seinem Nonnenchore die Marseillaise vorträgt. Das Publikum aber war weit entfernt, unter diesen Umständen die ganze

Sache etwa lustig und spaßhaft zu nehmen, der patriotische Ernst und Antheil war nicht geringer, als er bei dem ernsthaftesten und passendsten Apparat hätte seyn können.

Zehnter Brief.

Den 22sten September.

— — Der Weg nach Montmorency führte uns durch St. Denis. Es versteht sich, daß wir vor der merkwürdigen Kathedrale hielten und ihr Inneres besahen, so weit dieß ohne den Gardien geschehen konnte, der gerade nicht zu finden war. Nahe am Eingange befindet sich das Denkmal des alten Königs Dagobert I. in einem steinernen Hautrelief bestehend, das in mehrere Felder getheilt sein Sterben, seine Reise in das Land des Friedens und seine Ankunft daselbst vorstellt; weiter hin die wiederhergestellten Cenotaphien späterer Könige. Welchen Wechsel der Dinge hat im Laufe der Jahr-

hunderte dieser Dom gesehen und selbst erfahren! Den Gedanken aber an die Hinfälligkeit aller menschlichen Größe und Herrlichkeit weckt an diesem Orte nicht bloß die Erinnerung an die vielen Könige, welche von ihrem Throne herab in die Grüfte unter dem Boden dieser Kirche sanken; es drängt sich auch hier wieder der Gedanke an die noch lebenden Glieder des Bourbonischen Hauses auf, denen noch vor wenigen Wochen gewiß keine Hoffnung zuverlässiger schien, als die, einst an dieser Stätte zu ihren Vätern versammelt zu werden, und noch den letzten Gang unter dem Gepränge der Majestät zu machen; jetzt irren sie in der Fremde umher, ungewiß, welches Land und welche Stelle einst ihre Gebeine aufnehmen wird. — Napoleon hatte die in den Stürmen der Revolution gräulich verwüstete Kirche wieder herstellen lassen und zum Begräbnißorte der kaiserlichen Familie bestimmt. An dem Aeußern der Kirche sind auch gegenwärtig Bauleute beschäftigt; es giebt noch immer Schäden zu heilen, die aus der Zeit, welche nicht einmal die Asche der Könige verschonte, herrühren.

Ein plötzlicher Regenguß hinderte uns, das äußerste Ziel unserer Fahrt, den Park der Königin Hortensia, zu erreichen. Wir wendeten uns daher gleich nach Montmorency. Der Eintritt bei dem Restaurateur le Duc, zu welchem wir uns begaben, führte uns durch die Küche; auf einer langen Tafel in der Mitte derselben standen reinliche Schüsseln mit den mannigfaltigsten Victualien, Fleisch, Geflügel, Gemüse u. dgl., die für jede mögliche Bestellung schon in Bereitschaft gesetzt waren, um sogleich gekocht oder gebraten zu werden; unter dem Rauchfange, auf einer sehr unbeträchtlichen Erhöhung brannte ein mächtiges Feuer, darüber hingen große Kessel mit Wasser, ein mechanischer Bratenwender drehte die Spieße, ein Koch und ein Küchenjunge waren in voller Thätigkeit. Es ist für einen Fremden nicht unangenehm, bisweilen einen Blick in diese wichtigen Geringfügigkeiten des Lebens zu werfen, und zu sehen, wie auch die alltäglichsten Einrichtungen und Bequemlichkeiten sich in verschiedenen Gegenden so verschieden gestalten. Daß man aus dem Kreise der heimischen Gewohnheit heraus-

getreten ist, gewahrt man oft gerade an solchen Dingen recht deutlich, aber statt daß sie, wie andere Veränderungen, die zugleich bittere Entbehrungen auflegen, schwer und schmerzlich fallen, gewähren sie vielmehr eine durch Ueberraschung und Abwechslung immer heiter erhaltene Stimmung. — Wie müßte z. B. eine stets ruhig und gleichmäßig waltende deutsche Hausfrau sich wundern, wenn sie sähe, daß in Paris bei einem Restaurateur, wie Herr Richart im Palais royal ist, bei welchem täglich in den Stunden des Mittagessens von 4 bis 6 Uhr zwischen drei und vierhundert Personen für den wohlfeilen Preis von 2 Franken für Suppe, drei Gerichte, Dessert und ½ Bouteille Wein, zu Tische gehen, ein jeder Gast jedes Gericht, welches er aus der mehrere Seiten füllenden Karte sich ausgelesen hat, auch wenn die Beschaffenheit desselben eine Zubereitung im Voraus nicht erlaubt, doch wenige Augenblicke nach dem Begehren wirklich aufgetragen erhält!

Auf dem Platze vor dem Hause des Herrn le Duc befindet sich eine große, nach allen Seiten offene, aber bedeckte Remise; darunter stan=

den angebunden mehrere Pferde und viele Esel, jene für Herren, diese für Damen bereit gestellt, daher auch letztere mit großen weichen Sätteln, zum Quersitzen, wie in einem bequemen Lehnsessel, versehen waren. Gleich nach unserer Ankunft, als wir uns am Fenster zeigten, liefen die Eigenthümerinnen dieser Thiere, eine nach der andern voll Eifers herbei und empfahlen uns dieselben in Strömen von Worten und mit den lebendigsten Geberden zu Spazierritten, ja als wir uns nicht bereitwillig zeigten, führten sie uns Pferde und Eselein unter den Fenstern vor, um uns durch den nähern Anblick zu reizen. Wir zogen vor, unsern Spaziergang zu Fuße zu machen und begaben uns vor Allem nach der Hermitage, dem Orte, an welchem J. J. Rousseau einen Theil seines unruhvollen Lebens zugebracht hat. Das Haus, in dem er wohnte, steht noch, wie es damals war, nur daß ein anderes, größeres, daran gebaut ist, so wie auch der Garten Vergrößerungen erhalten hat. Man zeigt das Zimmer, welches er bewohnte, den Tisch, an welchem er arbeitete, das Bett, in welchem er schlief, im Garten ei-

nen Stein, auf welchem sitzend er seinen Emil geschrieben haben soll, und in einer Ecke des Gartens seine Büste. Später war Besitzer dieses Hauses der berühmte Componist Gretry. Auch seine Büste steht im Garten und daneben ein Stein mit langweiliger Inschrift seiner Lütticher Mitbürger. In Rousseau's Arbeitszimmer befindet sich auch ein altes, schlechtes Klavier, dessen Gretry sich beim Componiren bediente.

Von da giengen wir zurück auf den Platz vor der alten Kirche, welche an einen Abhang des Hügels, auf welchem Montmorency liegt, gebaut ist. Eine köstliche Aussicht in ein weites, reizendes Thal, anmuthiger, weit grüner und landschaftlicher, als die Aussicht von der Terrasse zu Meudon.

In der Gesellschaft, deren Güte ich das Vergnügen dieses Tages verdanke, war eine sehr gebildete, auch mit gelehrten Dingen nicht unbekannte Dame. Sie hatte ihr Dienstmädchen mitgenommen, was ich nur deßwegen erwähne, weil ich dadurch Gelegenheit erhielt, an einem ganz nahen Beispiele die große Milde und

Freundlichkeit kennen zu lernen, mit welcher die gebildeten Stände in Frankreich (und was äußere Sitte betrifft, reicht die Bildung sehr weit in die untern Klassen der Gesellschaft) Untergebene und Dienstboten zu behandeln pflegen. Und dieß ist gewiß keine der geringsten Früchte der vielgerühmten französischen Urbanität und Politesse, die unter uns öfter nachgeahmt worden ist, in so weit sie bloß für vorübergehende Momente des geselligen Lebens in höhern Zirkeln einen guten äußern Schein giebt, als in wieferne sie bleibenden Verhältnissen des Lebens und seines täglichen Verkehrs einen edlern, milderen, dem Hochmuthe entgegengesetzten Charakter verleiht. Einer der wichtigsten Grundsätze, welche eine französische Mutter ihren Kindern einprägen zu müssen glaubt, ist, wie man mir sagt, daß sie nie und nirgends den Schein einer Superiorität suchen sollen. — Hiezu kommt, daß überhaupt der Unterschied der Stände in Frankreich weniger fühlbar ist. Die öffentlichen Verhältnisse sind von der Art, daß sie jedem Standeshochmuthe kräftig entgegen arbeiten. Auch aus einer untergeordneten

Lage kann Talent und Auszeichnung in kurzer Zeit zu hohen Würden emporführen, und Keiner, der im gegenwärtigen Augenblicke mit großem Ansehen bekleidet ist, weiß, ob er nicht bald einen jetzt tief unter ihm Stehenden als seinen Vorgesetzten zu ehren hat. Der Kaufmann, der Advokat, der Professor wird Minister, und ändert sich die Lage der Dinge, so tritt er wieder in seine frühere Sphäre zurück. Mag sich auch gegen diese Einrichtung von mancher Seite Vieles einwenden lassen, so bleibt doch so viel gewiß, daß dadurch ein allgemeiner Geist gegenseitiger Höflichkeit und Freundlichkeit, die ohnedieß im französischen Charakter liegt, sehr befördert wird. Auch der Fremde braucht nur einen Tag lang in Paris zu seyn, um die Wohlthat dieses freundlichen Geistes kennen zu lernen. Ueberall kommt ihm die bereitwilligste Güte entgegen, er mag sich wenden, an wen er will, so findet er eine höfliche, ja eine wohlwollende und in angenehmen Formen sich aussprechende Antwort auf seine Fragen und Hülfe aus seinen Verlegenheiten.

Eilfter Brief.

Den 24sten September.

— — Gestern wurde das große Drama eröffnet, welches nun ganz Frankreich beschäftigt, und bald die Augen von ganz Europa auf sich ziehen wird. Die zur Vorbereitung der gegen die Exminister zu erhebenden Klage niedergesetzte Commission erstattete in der Deputirten-Kammer ihren Bericht. Schon lange vor dem Anfange der Sitzung war eine große Menge Menschen vor dem Pallaste der Deputirten-Kammer versammelt, die Tribunen waren bald gefüllt, so daß viele, ohne Plätze zu finden, wieder zurückgehen mußten. Das Wort im Namen der Commission führte Berenger. Die Vorlesung des Berichts dauerte über anderthalb Stunden und wurde in tiefster Stille, mit gespanntester Aufmerksamkeit angehört. Der Bericht, welcher lebhafte Gemälde der öffentlichen Lage Frankreichs in verschiedenen Epochen der neuern

Zeit enthält, schloß mit dem Antrage, die Exminister wegen mehrerer einzeln aufgezählter Verbrechen des Hochverraths schuldig zu erklären, und an den Gerichtshof der Pairskammer zu überweisen. Die einzelnen Anklagepuncte sind folgende: Die Exminister haben ihre Macht gemißbraucht, um die Wahlen zu verfälschen und die Bürger des freien Gebrauches ihrer staatsbürgerlichen Rechte zu berauben; sie haben willkührlich und gewaltsam die Institutionen des Königreichs geändert; sie haben sich eines die äußere Sicherheit des Staates gefährdenden Complotts schuldig gemacht; sie haben den Bürgerkrieg erregt, indem sie die Bürger gegen einander bewaffneten oder sich zu bewaffnen veranlaßten, sie haben Verwüstung und Gemetzel in die Hauptstadt und in mehrere andere Gemeinden gebracht. — So beginnt denn nun der verhängnißvolle Proceß. Wer kann voraussehen, wie er enden wird, was für Bewegungen sich an denselben anschließen werden. Aber das ist gewiß, daß von dem Gange, welchen er nehmen, von dem Resultate, das er herbeiführen wird, für die verfassungsmäßige

Freiheit, für die Ruhe, für die Ehre Frankreichs, ja für den Frieden und für eine gedeihliche politische Entwickelung der übrigen Staaten Europa's unendlich viel abhängt. Ich meines Theils kann mich nicht überzeugen, daß der wohldenkende, die politischen Interessen Frankreichs, und die wieder erworbene Freiheit richtig würdigende größere Theil der Nation es wünschen oder nöthig erachten könnte, daß der oft und viel gerühmte großmüthige Charakter der Juli-Revolution durch das Blut einiger wahrscheinlich doch mehr verblendeter als böswilliger Männer befleckt werde. Und in dieser Ueberzeugung bestärkt mich Vieles, was ich täglich von ruhigen, unbefangenen Personen höre.

Heute bieten die crieurs einen Auszug aus dem gestrigen Bericht in allen Straßen feil. Ich schreibe Dir eine Stelle daraus ab, welche mir in hohem Grade interessant scheint, indem sie eine Scene schildert, die wie ein bedeutsames Vorspiel der großen Tragödie betrachtet werden kann. Sie lautet folgendermaßen: Ne croyez pas néanmoins que ce fut sans effroi que ces ministres imprudens consommaient

leur attentat. La déposition de l'homme qui depuis longues années est le témoin officiel de toutes nos révolutions et souvent de nos erreurs, peint trop le trouble de leur âme pour qu'il soit possible de la passer sous silence.

M. Sauvo, rédacteur en chef du Moniteur reçut le 25 l'ordre inusité pour lui de se rendre chez M. le garde-des-sceaux à onze heures du soir. Introduit dans son cabinet, il trouve ce chef de la magistrature en compagnie de M. de Montbel, l'un et l'autre la tête tristement appuyée sur leurs mains. Le garde-des-sceaux remit les ordonnances à M. Sauvo, lui dit de les reconnaître et d'en donner un reçu. En les feuilletant et parcourant, quoique très-rapidement, ce qu'elles renfermaient, il fut difficile à M. Sauvo de cacher son émotion. M. de Montbel la remarqua et lui dit: Eh bien!

Ce digne rédacteur répondit peu de mots; mais ils étaient expressifs: „Monseigneur, Dieu sauve le Roi! ô Dieu sauve la France!"

Uu long silence succéda, après lequel M. de Montbel, voulant le forcer à s'expliquer, dit encore: „Eh bien!" M. Sauvo répéta les mêmes paroles. Il se retirait, lorsque M. de Montbel, se levant précipitamment, le retint et le provoquant avec anxiété: „Parlez!" „Messieurs, dit M. Sauvo, en se retournant, j'ai vu toutes les journées de la révolution, et je me retire avec une profonde terreur."

La porte se referma sur lui; il emporta pour les publier au Moniteur du lendemain ces terribles manifestes qui devaient ébranler la monarchie, engloutir les ministres, le roi, et cependant par la plus prompte et la plus miraculeuse des révolutions, régénérer notre ordre social.

Zwölfter Brief.

Den 25sten September.

— Das Wetter ist seit einiger Zeit anhaltend schlecht, fast täglich Regen, und eine kühle Luft, die ich am unangenehmsten zu Hause empfinde, in meinem Zimmer, welches, wie die Zimmer in den gewöhnlichen Hotels alle, mit einem steinernen Fußboden versehen ist. An solchen Tagen dienen den Parisern als Spaziergänge die Gallerien im Palais Royal, sowohl die um den Garten herumlaufenden, als besonders die prächtige Glas-Gallerie zwischen dem Garten und dem großen Hofe. Die letztere ist, mit einem gewölbten Glasdache bedeckt, nach Art der sogenannten Passagen, aber breiter und glänzender als die meisten derselben. Besonders am Abend, bei der reichen Gasbeleuchtung gewährt dieselbe einen überaus herrlichen Anblick; Kaufladen an Kaufladen, alle gefüllt mit den kostbarsten oder wenigstens elegantesten Waaren;

die Vorderwände aller dieser Buden aber nichts als Fenster und Glasthüren, und die Pfeiler zwischen den Buden mit Spiegeln bedeckt, die bis auf den Boden reichen, Fenster und Spiegel in vergoldeten Rahmen. In dieser Gallerie drängt sich besonders in den Abendstunden eine große Menge Menschen zusammen und wogt darin auf und ab; freieren Paß gewinnt man in den langen Arcaden um den Garten herum, in welchen ebenfalls Bude an Bude sich reiht, und eine solche Mannigfaltigkeit der kunstreichsten Sachen, von modischer Schneiderarbeit bis zu den prachtvollsten Bijouterien, ausgestellt ist, daß man wünschen möchte, Kenner zu seyn, um alle diese Herrlichkeiten gründlich würdigen zu können. Uebrigens werden hier dem Fremden, der sogleich erkannt wird, von geschäftigen Hausirern und selbst von Kindern, auch die häßlichsten Dinge zum Kaufe angeboten. Zu den allerzudringlichsten Geschöpfen aber gehören die Mädchen, welche von den Blumen, die sie in großer Menge in umgehängten flachen Körben vor sich liegen haben, immerwährend kleine Sträußchen binden, und dieselben

dem Vorübergehenden aufnöthigen, auch, wenn er nicht zugreifen will, wohl selbst in das Knopfloch stecken. Den filles publiques war unter der vorigen Regierung der Eintritt in das Palais Royal, wie überhaupt das Umherstreifen auf den Straßen verboten, und man sieht noch an den Fenstern der Buchläden den Prospectus der Druckschrift, in welcher die Zurücknahme dieses Verbots in ihrem Namen begehrt wurde. Jetzt hat sich auch ihre Freiheit von selbst wieder hergestellt, und sie schwärmen zahlreich im Palais Royal sowohl, als in den frequentesten Straßen. Am meisten empört sich das sittliche Gefühl gegen die alten Weiber, welche die unglücklichen Opfer ihrer Gewinnsucht bei Tag und bei Nacht am Arme herumschleppen. —

Das Palais Royal ist nicht nur in seinen überirdischen Geschoßen belebt und bevölkert, sondern auch in manchem Sousterrain. In einem derselben ist das bekannte Café des aveugles, aus welchem herauf man beständig die Trommel hört, mit welcher der wilde Trommelschläger Gäste anlockt, die wirklich bisweilen in so

großer

großer Zahl herbeiströmen, daß Niemand mehr eingelassen werden kann. — In den Arcaden zwischen den Kaufläden sind mehrere der nobelsten Restaurationen und Kaffeehäuser. In den letztern geht es ganz still und leise zu; man setzt sich an eines von den vielen kleinen Marmortischchen, trinkt eine demi-tasse, liest die Journale, und geht, ohne ein Wort gesprochen zu haben, außer mit dem garçon, um zu verlangen und zu zahlen. Selten führen ein paar beisammen sitzende Personen ein Gespräch, und auch dieses, um die Lesenden nicht zu stören, ganz leise; hie und da sieht man einmal Domino oder Schach spielen, auch ohne alles Geräusch. Lauter machen sich die Gäste in den Kaffeehäusern mittleren Ranges, und vollends in den Estaminets, deren mehrere im obern Geschoße des Palais Royal zu finden sind; hier wird Billard gespielt, Taback geraucht, Unterhaltung gepflogen, wie in deutschen Gesellschaftshäusern. — Das Tabackrauchen ist, wie natürlich, aus der guten Gesellschaft ganz und gar verbannt. Wer aber bloß nach dem urtheilen wollte, was er auf offner Straße sieht,

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

müßte glauben, diese Gewohnheit sey nirgends einheimischer als in Paris. Nicht nur gemeine Leute mit ihren Thonpfeifen, deren Rohre ganz nahe am Kopfe abgebrochen sind, sondern auch elegante Herren mit brennenden Cigarren trifft man mit jedem Schritte, nicht selten sogar in den Arcaden des Palais Royal, wo man denken sollte, daß wenigstens die Gefährlichkeit eine polizeiliche Abwehr veranlassen würde. Auch hängt vor jedem Kaufladen der sehr zahlreichen Tabackhändler eine Laterne mit brennendem Lichte, damit jeder Käufer sogleich von dem gekauften Labsale Gebrauch machen könne. —

Unter den Spazierenden in den Arcaden des Palais Royal sieht man täglich mehrere Stunden lang einen Mann auf und ab wandeln, dessen Aeußeres, von den Parisern selbst schon nicht mehr beachtet, wenigstens den Blick des Fremden sogleich auf sich zieht. Er trägt einen alten runden Hut, ungeschornen Bart, einen dunkelfarbigen Ueberrock von schlechtem Zeuge; große, an den Ellenbogen befindliche, wie regelmäßig eingeschnittene Löcher zeigen ein reines weißes Hemd. So geht er gleichen

Schrittes, mit finsterm Blicke, die Arme auf dem Rücken über einander gelegt, umher, ohne mit Jemanden ein Wort zu sprechen, ohne auf irgend etwas zu merken, das in seiner Nähe vorgeht. Man erzählt, der Mann heiße Duclos, sey gebürtig aus Bordeaux, habe seine Jugend in Freundschaft mit dem Exminister Peyronnet verlebt und in dessen Umgange sein Vermögen größtentheils verbraucht. Als Peyronnet Minister geworden, sey er nach Paris gekommen und habe bei dem Jugendfreunde Hülfe und Anstellung gesucht, aber kalte Aufnahme und Abweisung gefunden. Seitdem gehe er nun in Paris in der beschriebenen Gestalt umher, um als eine lebendige Denksäule der Treulosigkeit und Undankbarkeit des Ministers vor den Augen des Volkes zu wandeln. Unter der vorigen Regierung sey er polizeilich verfolgt worden, habe sich aber so geschickt zu benehmen gewußt, daß man ihm wieder freien Lauf habe lassen müssen. Jetzt kümmert sich Niemand um ihn. — —

Einen besonders interessanten Anblick gewährt das Palais Royal an heitern Abenden,

wenn das Wetter den Spaziergängern erlaubt, sich nicht auf die Arcaden zu beschränken, sondern auch unter den Bäumen des Gartens zu lustwandeln. Man muß diesen Anblick aus einem Café des obern Stockes genießen, um sich seiner recht zu erfreuen; die glänzende Beleuchtung der Arcaden rings um den Garten, das Spiel des Mondenlichtes in den reichen Wasserstrahlen des Springbrunnens in der Mitte, das Hin- und Herwogen der großen, mannigfaltigen Menschenmasse, dazu der Gedanke, wo man nun eigentlich sey, wie weit von den Seinigen mitten unter so bewegtem Leben ein Fremder, an welchem Heerde großer durch Europa hindurchwirkender Dinge, — dieß alles vereinigt bringt eine Stimmung hervor, so heiter und so ernst, als es in buntem Wechsel die Gegenstände sind, welche hier sich den Augen des Leibes und der Seele darbieten.

Die offene Pracht der Kaufläden beschränkt sich aber nicht auf das Palais Royal. In allen frequenten Straßen sind die untern Geschoße fast aller Häuser Boutiquen, deren ganze nach der Straße gekehrte Wand fast bis auf den

Boden aus Fenstern und Glasthüren besteht, so daß man besonders bei nächtlicher Beleuchtung den ganzen künstlich geordneten Inhalt überschauen und betrachten kann, und die Lichter aus dem Innern der Buden mehr zur Helle der Straßen beitragen, als die Laternen. Viele dieser Buden sind zugleich die Werkstätten ihrer Besitzer, und man sieht in denselben oft noch bei später Nacht fleißige Arbeiter beschäftigt. Ueberhaupt scheint die Thätigkeit des Pariser Volkes sich wenig Schlaf und Ruhe zu vergönnen. Still in den Straßen wird es erst, wenn die Theater geschlossen sind, zwischen eilf und zwölf Uhr, bis zu dieser Zeit bleiben auch die meisten Kaufläden und Kaffeehäuser offen, ja in manchen derselben finden sich auch nach den Theatern erst noch Gäste ein, und selbst auf den Straßen wird hie und da noch an erleuchteten Tischen später Markt gehalten. Aber mit dem frühesten Morgen, jetzt, bei schon kürzeren Tagen, selbst vor Tagesanbruch beginnt schon wieder das laute Leben, die Wasserträger rufen ihr Wasser zum Verkaufe aus, Gemüsehändler und andere dergleichen Verkäufer folgen ihnen

mit ihrem Geschrei, es dauert nicht lange, so werden Läden und Vorthüren weggenommen, von den Fenstern und untern Wänden wird der Schmutz des vorigen Tages emsig abgespült, und es erneuert sich das ganze lärmende Drängen und Treiben. In den vornehmen Klassen, deren Gesellschaften sehr spät, um 9 Uhr Nachts, oder noch später, erst beginnen, mag denn freilich der Vormittag guten Theils zur Nacht gemacht werden, aber, wer irgend ein öffentliches Amt oder Geschäft verwaltet, kann ja doch dieser Bequemlichkeit nicht fröhnen; und die untern Klassen müssen, so spät sie auch zur Ruhe kommen mögen, ohnedieß wieder frühzeitig zur Arbeit. Leute, die ein langweiliges Geschäft treiben, z. B. Weiber, die Obst oder Gemüse u. dgl. auf ihren Marktplätzen feil halten, sieht man daher oft am hellen Tage auf ihren Stühlchen fest eingeschlafen. — —

Dreizehnter Brief.

Den 27sten September.

— — Militair=Personen waren in der allerersten Zeit meines hiesigen Aufenthaltes nicht viele zu sehen. Die Wenigen aber, denen man begegnete, schienen sich unbehaglich zu fühlen, und bewegten sich unter dem Volke keineswegs mit kriegerischer Kühnheit. Die Truppen von der Linie werden zwar vom Volke als gutpatriotisch betrachtet, und in den Theaterstücken, welche die Juliustage verherrlichen, fehlt das Vive la ligne! nicht. Indessen war der Revolutionskampf doch anfangs ganz und überall ein Kampf des Volks gegen das Militair, und auch nachdem sich die Linie für das erstere erklärt hatte, dauerte doch der blutige Krieg gegen die Garden fort, — behielt also immer einen Charakter, welcher die Militairs, den Bürger=Soldaten, und überhaupt dem Pariser Volke gegenüber, in eine seltsame, unbequeme

Stellung brachte. Da überdieß die Nationalgarde sich zu immer bedeutenderer Stärke und Anzahl bildet, und sie nach dem jetzigen Tone als diejenige bewaffnete Macht gilt, auf deren Kraft und Vaterlandsliebe die Freiheit, Ruhe, Ordnung im Innern des Staates beruht, so müssen natürlich die Soldaten eigentlichen Berufs sich für den Augenblick mit einer untergeordneten Nebenrolle begnügen, und können dieß unmöglich angenehm finden. Insbesondere sollen die aus der Napoleonischen Zeit noch übrigen Offiziere die Wichtigkeit, welche man auf die Nationalgarde legt, und den Mann, welcher dieses System hauptsächlich fördert, Lafayette, im Stillen vielfach tadeln und bespötteln.

Seit einiger Zeit aber werden hier zahlreichere Truppen zusammengezogen, und gestern ließ der König die anwesenden Regimenter auf dem Marsfelde die Revüe passiren. Es waren, wenn ich recht gesehen und gezählt habe, das 5te, 53ste und 59ste Linien-Infanterieregiment, das 13te und 15te leichte Infanterie Regiment,

das Husaren Regiment Chartres, ein Regiment Chasseurs à cheval, eine Abtheilung Kürassiere, und einige Batterieen Artillerie. Schon bei guter Zeit war eine ungeheure Masse von vielen tausend Zuschauern herbeigeströmt. Nach Ein Uhr kam der König mit seinen beiden ältesten Söhnen zu Pferde, mit zahlreichem Gefolge, von der Seite des hôtel des Invalides durch das Gitterthor bei der École militaire. Er wurde mit lautem Vive le Roi! begrüßt und dankte nach allen Seiten mit der einnehmendsten Freundlichkeit. Die Königin, die Schwester des Königs, und seine Töchter befanden sich auf dem Balkon der jetzt als Kaserne dienenden École militaire, welche das länglich-vierecktigte Marsfeld an der obern schmalen Seite begränzt, wie an der untern die vorüberfließende Seine, über welche dort die Brücke führt, die den Namen Pont de Jena trug, bis Blücher's Zorn die Veränderung dieses Namens in Pont des Invalides veranlaßte. Als der König durch die Reihen der aufgestellten Truppen ritt, wurde er von dem Musikchore jedes Regiments, zu welchem er kam, mit

der Marseiller Hymne empfangen, dem legitimsten Liede, das es jetzt in Frankreich gibt. — Eine solche Gelegenheit großen Zusammenflusses von Menschen läßt natürlicher Weise auch der Speculationsgeist, der nirgends thätiger und regsamer seyn kann, als hier in Paris, nicht unbenützt. Da wimmelte es von Leuten, welche Obst, Brod, allerlei Backwerk, besonders die beliebten gâteaux de Nanterre, Limonade, Wein, kurz Erfrischungen aller Art anboten und anpriesen. Auch der marchand de cigarres, mit brennender Lunte bewaffnet, wandelte und schrie unermüdlich. Eine Menge Weiber und Kinder hatte Stühle, Bänke, Tische herbeigeschleppt, und lud zum Daraufsteigen für ein paar Sous ein, jeder Platz wurde als der beste unter allen anempfohlen. Da aber diese Gerüste zum Theil sehr gebrechlicher Natur waren, und der Vortheil des Standpunktes alle Augenblicke wechselte, so fehlte es nicht an den lustigsten Auftritten. Die schwere Aufgabe, den Raum zwischen den Linien der Truppen frei und offen zu erhalten, war Abtheilungen der Nationalgarde zu Fuß und zu Pferd übertra-

gen worden. Anfangs verwalteten dieselben ihr Amt mit großer Strenge, aber die dicht gedrängten Schaaren der Zuschauer zeigten bald, daß sie nicht große Lust hatten, sich lange geniren zu lassen. Als vollends bemerkt worden war, daß man einzelne Begünstigte doch hatte durchschlüpfen und in den innern Raum eintreten lassen, so erhob sich darüber ein unwilliges Gerede, und so bald sich nun ein Wache Haltender um ein paar Schritte entfernt hatte, so drückte hinter ihm gleich die ganze Zuschauerschaft in Masse um einige Schritte vor, so daß an ein Zurücktreiben nicht mehr zu denken war. So strömte nach und nach Alles glücklich in den innern Platz hinein, und zuletzt war es so weit gekommen, daß an manchen Orten selbst zwischen den commandirenden Offizieren und den Linien der Soldaten die Zuschauer in dichten Haufen standen. Am Schlusse defilirten sämmtliche Truppen vor dem Könige vorbei durch das Gitterthor neben der École militaire, fand aber auch hiezu zwischen den Reihen des Publikums, die sich immer mehr verengten, kaum den genügenden Platz. —

Als dieses Schauspiel zu Ende war, dauerte es lange, bis man in dem ungeheuern Gedränge von Menschen, Pferden und Wagen durch jenen engen Zugang, welchen Weg, als den nächsten nach der Stadt, doch die Meisten nehmen wollten, hinauskommen konnte; mich verdroß das Warten nicht, denn der Anblick dieser großen Menschenmenge in ihrer wogenden Mannigfaltigkeit hatte an und für sich schon des Unterhaltenden genug. Der Weg führt unmittelbar an dem hôtel des Invalides vorbei, viele Leute traten in dasselbe ein, ich auch, um so lieber, als ich bisher dieses herrliche Gebäude nur immer von außen betrachtet hatte. Zwar war 3 Uhr, die Stunde, bis zu welcher dasselbe Sonntags dem freien Eintritt des Publikums geöffnet ist, längst vorüber; da aber der Schaulustigen so viele kamen, so war man so gefällig, alle Theile desselben, namentlich die Kirche wieder aufzuschließen, und ich sah Alles, was Dir aus Beschreibungen bekannt ist. Als neue Sehenswürdigkeit beschäftigen die Neugierde mehrere Fahnen, welche in Algier erobert worden, und jetzt im Dome der Kirche aufgestellt sind.

Auf der großen Esplanade welche von dem Invalidenhause sich nach der Seine hin erstreckt, ist ein Bassin; in dessen Mitte ein rundes Postament, auf diesem die Büste Lafayette's. Das Postament trägt folgende Inschriften: vorne: Au général en chef de la garde nationale; links: Au citoyen des deux mondes; rechts: A l'ami de Washington et de Louis Philippe I.; auf der Seite nach dem hôtel des Invalides: Les patriotes de 89 et de 1830.

Vierzehnter Brief.

Den 1sten October.

— — Gestern war ich mit einem Freunde zu Versailles. Wir beschloßen, die kleine Reise in einem sogenannten Guguk zu machen. Es sind dieß einspännige, zweirädrige, halbkutschenartig gebaute Karren; hinten ein Kabriolet für 3 Personen, vor demselben noch 2 Quersitze, jeder eben so viele Personen fassend. Solche

coucous stehen immer in Menge neben dem Platze Louis XV. zur Fahrt nach Versailles bereit. Die Fuhrleute sehen es den Herbeikommenden schon von weitem an, ob ihre Absicht nach Versailles geht, und sie umkreisen beständig den Platz, jeder um so bald als möglich seine Fracht vollständig zu machen. Als wir uns näherten, stürzte einer, der seine Anzahl fast schon beisammen hatte, mit aller Heftigkeit auf uns los, um durch uns seine Mannschaft zu complettiren; zugleich eilte nicht minder hastig ein anderer herbei, der noch gar keinen Passagier hatte, und Beide suchten sich nun durch Lockungen und Zusicherungen zu überbieten. Bei solchen Gelegenheiten kommt es nicht selten zu Händeln in Wort und That. Wir gaben dem zweiten Werber den Vorzug, weil bei ihm die Wahl der Plätze uns noch frei stand, und er demohngeachtet versprochen hatte, sogleich abzufahren, und setzten uns in's Kabriolet. Mit der Abfahrt hatte es jedoch gute Weile und wir mußten uns trotz unsrer Mahnungen gedulden, bis der alte Kerl so viele Passagiere auf dem Platze zusammengefangen

hatte, daß, ihn selbst und ein etwa 14jähriges Mädchen mitgerechnet, nicht weniger als 11 Personen aufgeladen waren. Diese große Last zog denn das einzige, schwerfällige Roß, unter solchen Umständen noch immer schnell genug, von dannen. Der Weg führt durch Sevres, vor der berühmten Porcellainfabrik vorbei, welche jenseits eines schönen, mit Bäumen und Gesträuch anmuthig bewachsenen Thales auf einer Anhöhe liegt. In Versailles angekommen mußten wir unsere Zeit wohl zusammennehmen, um die Merkwürdigkeiten alle, die man uns zeigen wollte, zu sehen. Das Schloß gewährt von der Seite gegen Paris keinen schönen Anblick; seine einzelnen Theile, zu verschiedenen Zeiten gebaut, sind weder symmetrisch, noch in gleichem Stile, noch auch nur von gleichfarbigen Steinen aufgeführt. Von dem sogenannten Marmorhofe aus, welchen der älteste, mittlere Theil von drei Seiten einschließt, überblickt man die verschiedenen, eine regelmäßige Figur bildenden Straßen, in der Mitte die nach Paris. Gegen den Garten zeigt bekanntlich das Schloß eine lange, ebenmäßige Façade. Im

Innern des Schlosses, Kirche, Säle, Zimmer, lauter Schauplätze ehemaliger Größe und Herrlichkeit, besonders reich an Erinnerungen an Ludwig XIV., aus dessen Leben auch viele Scenen der Hoheit und des Ruhmes in großen Gemälden dargestellt sind. Im großen Trianon dagegen wird fast in jedem Zimmer das Andenken an Napoleon, Josephine, Marie Louise hervorgerufen, — man zeigt das Bett, in welchem der Kaiser schlief, und welches unberührt in seiner damaligen Beschaffenheit gelassen worden; mancherlei Geräthschaften, aus der Zeit des kaiserlichen Glanzes. Der Aufseher, welcher uns herumführte, fragte mit Theilnahme, ob es in unserm Vaterlande ruhig sey, und sprach mit besonderer Innigkeit von dem Herzoge von Leuchtenberg. — Im kleinen Trianon ist am sehenswürdigsten der Garten, welcher viele kleinliche, aber auch manche malerische Partieen darbietet, unter andern das sogenannte Schweizer-Thal, wo die Königin Marie Antoinette gerne fröhliche Feste, entfernt von dem Zwange des Hofs, anstellte. Unser Führer, ein grauer Soldat, erinnerte sich selbst noch

solche Feste gesehen zu haben; später machte er in der Armee Feldzüge in Deutschland, Italien und Spanien mit; er ergoß sich in Lobeserhebungen des deutschen Volkes, das, ehrlich und ohne Falsch, auch den feindlichen Soldaten sicher in seinen Häusern essen und schlafen, und fröhlich an seinen Lustbarkeiten Theil nehmen lasse, während er anderwärts in beständiger Angst vor Tücke und Hinterlist schweben müsse.— Es fing schon an zu dunkeln, als wir durch den Garten des Versailler Schlosses, welcher letzteres von den beiden Trianons trennt, zurückgingen. Wir hatten eben noch Zeit, in einem Kaffeehause etwas zu uns zu nehmen, und bestiegen dann die Diligence, für die wir uns gleich nach unserer Ankunft hatten einschreiben lassen, zur Rückfahrt. Solcher Diligenceunternehmungen, deren jede den ganzen Tag über alle Stunden einen vierspännigen Wagen für 6 Personen im Intérieur und 3 im Coupé nach Paris und von dort wieder zurückgehen läßt, bestehen zwei, und finden immer genug Passagiere; so lebhaft ist der Verkehr! Es ist überhaupt unglaublich, welch eine

Lebendigkeit der Communication, des beständigen Hin- und Herreisens in Frankreich, insbesondere aber im Umkreise von Paris herrscht. Ein Freund von mir bewohnt im Sommer ein Landhaus, ohngefähr 3 Stunden von Paris, er kann aber, um von Paris aus ganz nahe an seinen etwas von der Straße abliegenden Wohnort zu kommen, täglich zwei und zwanzig verschiedene regelmäßige Gelegenheiten benützen. In diesem, noch überdieß durch Wohlfeilheit außerordentlich erleichterten persönlichen Verkehre liegt übrigens ein nicht geringer Vortheil für die Nährung eines gemeinsamen Nationalsinnes, für die Verbreitung und Förderung allgemeiner Interessen, für eine über den kleinen Raum des eigenen Heerdes hinaus sich erstreckende Theilnahme an den Angelegenheiten des gesammten Vaterlandes.

In der Rue de Grenelle St.-Honoré, wo ich wohne, und zwar nicht mehr in der höchsten Höhe meines Hotels, sondern bequemer im Rez-de-chaussée, ist das Gebäude der Diligencen-Unternehmung Laffitte; um den großen Hof ziehen sich im Kreise herum die Remisen für

die Wagen; über denselben sind mit großen Buchstaben die Namen fast aller europäischen Hauptländer angeschrieben, so daß man es, in der Mitte dieses Hofes stehend, recht anschaulich vor sich hat, wie man sich in einem Centrum befindet, dessen Radien nach allen Theilen der Welt in den verschiedensten Richtungen sich hinaus erstrecken. Ein Theil der von hier auslaufenden und hieher zurückkehrenden Wagen rollt alltäglich unter meinen Fenstern vorbei, und ich betrachte nicht ohne großes Ergötzen diese oft noch auf ihren Dächern bewohnten wandernden Häuser.

Fünfzehnter Brief.

Den 2ten October.

— — So sehr auch die Franzosen erfüllt sind von ihrem politischen Enthusiasmus, so kann es doch nicht an Einzelnen fehlen, welche des unaufhörlichen Parademachens mit politi-

scher Hoheit müde werden, und anderwärts eine Befriedigung suchen, welche sie in dem steten Gerede von Ruhm und Freiheit nicht finden. In ihrer Kirche suchen sie aber diese Befriedigung nicht, und darin liegt vielleicht ein Grund, weßhalb die Simonisten viele Theilnahme finden. Die Predigten derselben an den Sonntagen sind sehr zahlreich besucht, eben so die Versammlungen, welche wöchentlich einmal des Abends gehalten werden, und theils zu wissenschaftlichen Vorträgen, theils zu Disputationen und gegenseitigen Erörterungen bestimmt sind. Ich habe gestern mit einigen Freunden einer solchen Abendversammlung beigewohnt. Der Saal, nicht sehr groß, war, als wir kamen, schon gedrängt voll, so daß wir anfangs nur vor der Thüre im Vorzimmer Platz fanden, und erst nach und nach in den Saal selbst vorrücken konnten. Auf einer Kathederähnlichen Erhöhung nahmen zwei Herren neben einander ihre Plätze ein. Zuerst las der Eine einen Abschnitt aus einem Buche von St.-Simon vor, und über dasselbe Thema hielt dann der Andere einen freien Vortrag. Er handelte da-

von, daß in den Wissenschaften alle Einheit und aller Zusammenhang fehle, und gänzliche Anarchie herrsche; er sprach von dem Mißverhältnisse der Theorie und der Praxis zu einander, von dem Widerstreite der verschiedenen Disciplinen, ja der verschiedenen Systeme in einer und derselben Disciplin, und von dem unwürdigen Geiste, der als Folge dieses traurigen Zustandes der Wissenschaften, sich der wissenschaftlichen Institute und der einzelnen Gelehrten bemächtigt habe. Die sämmtlichen Europäischen Akademieen wurden große Hospitäler genannt, in welche aufgenommen zu werden, abgelebten Männern verheißen sey, wenn sie die Kraft, etwas Tüchtiges zu leisten, verloren hätten. Namentlich wurde das Institut de France hart getadelt, und als Belege der Unehre, welche diese Anstalt sich und der Wissenschaft mache, wurden zwei Schreiben vorgelesen, welche dasselbe auf die Aufforderung Napoleons, über den Stand der Wissenschaften zu berichten, an den Kaiser eingereicht hatte. Diese Schreiben, so wie sie vorgelesen wurden, waren freilich ihrer Aufgabe nicht würdig; namentlich in dem

einen wurden nur die Leistungen der polytechnischen Schule gerühmt, dann eine Ausgabe der Naturgeschichte des Aristoteles als nothwendig bezeichnet, und hieran eine Vergleichung Napoleons mit Alexander dem Großen geknüpft. — Ferner wurde die Nothwendigkeit besprochen, Eine Wissenschaft, die in einem großen harmonischen Baue alle Wahrheit in sich enthalte und umfasse, aufzustellen, und diese Wissenschaft gefunden zu haben, wurde nun als das große Werk der Simonisten verheißen und gepriesen. — Der ganze Vortrag war beredt, aber voll Anmaßung und Oberflächlichkeit, auch in historischer Beziehung; denn besonders des Mittelalters und seines Geistes, auch der Reformation, geschah vielfache Erwähnung. — Darauf nahm der andere Herr wieder das Wort, und erklärte, daß die schriftlichen Einwendungen, welche gegen den in der vorigen Versammlung gehaltenen Vortrag gemacht worden, zu spät übergeben worden seyen, als daß er sie nur habe genau lesen können. Doch gab er einige allgemeine Sätze, mit denen er den Hauptinhalt der meisten beseitigt zu haben glaubte.

Alsdann erhoben sich einige Einzelne aus den Zuhörern, und brachten Einwendungen vor, die eben so wenig von großem Belange waren, als die darauf ertheilten Antworten. Uebrigens kam hiebei auch manches Theologische vor, z. B. daß sie, die Simonisten, keinen Rückschritt der Menschheit, sondern nur ein beständiges Vorwärtsschreiten, folglich auch keinen Sündenfall annehmen könnten, daß die Trinität nicht eine Vereinigung von drei Personen, sondern nur eine von drei Begriffen in einer Einheit sey, u. dgl.

Sechzehnter Brief.

Den 6ten October.

— — Das Pariser Leben hat in gar mancher Beziehung schon einen südlichen Charakter. Namentlich sucht hier Vieles, was bei uns unter Dach zu bleiben pflegt, den offnen Raum unter freiem Himmel, selbst Geschäfte, die zum innern Hauswesen gehören, werden hier häufig

vor den Häusern, in den Straßen und auf den Plätzen besorgt. Auf die stete Belebtheit der Straßen wird daher auch von einer großen Menge Menschen gerechnet, die durch irgend eine Art von Production bald da, bald dort ein Publikum um sich sammeln, und so, meistens auf leichte und bequeme Weise, ihr Brod verdienen. Besonders häufig sind musikalische Vorträge aller Art; manche darunter sind regelmäßig an bestimmten Orten zu treffen, wie z. B. die Mädchen aus Mainz alle Abende auf dem Börsenplatze ihre deutschen Lieder unter großem Beifall zahlreicher Zuhörer singen. Die Instrumentalkünstler, welche sich auf diese Weise hören lassen, sind selten nur einigermaßen erträglich. Der vielen, zum Theil sehr mißgestimmten Orgeln und Zithern nicht zu gedenken, die jetzt besonders die Parisienne und die Marseillaise bis zum Ueberdrusse ableiern, es gibt da Musiken, welche die Ohren noch viel grimmiger zerreißen, hier ein Waldhorn und eine Klarinette, welche in einem gräulichen Unisono ihre Mißtöne hören lassen, dort ein einziger Violinist, welcher einen Sänger, von

dessen

dessen Gesang auch kein einziger Ton in Noten zu setzen wäre, kratzend begleitet u. dergl. m. Aber das neugierige Pariser Volk ist so schau- und hörlustig, daß auch das jämmerlichste Straßenconcert sein Auditorium findet. Neulich sah ich einen kleinen Knaben, der, als Hanswurst gekleidet, trommelte. Es hatte sich ein dichter Kreis um ihn gebildet; ich wartete geraume Zeit, um zu sehen, was noch aus dem Dinge werden sollte; aber es wurde weiter nichts, als daß der Junge im Kreise herummarschirte und trommelte, dabei aber seine Trommelschlägel geschickt warf, unter die Arme, durch die Beine steckte, ohne sein Trommeln zu unterbrechen. Seine Zuschauer aber hielten standhaft aus. Noch in der Nacht breiten kleine Gaukler ihre Teppiche auf die Straße hin, setzen Lichter darauf und machen ihre Künste.

Gestern Abends nach 6 Uhr ging ich über den Platz vor der Kirche St.-Germain-l'Auxerrois. Da hielt auf einem Schimmel sitzend ein Mann, nach seiner Kleidung aus der untern Volksklasse; am Sattel des Pferdes war eine Laterne mit brennendem Lichte befestigt;

in der Hand hielt der Mann einen Pack kleiner brochirter Bücher. Er begann eine Rede an die Zuhörer, welche sich in einem dichten Kreise um ihn gesammelt hatten, folgenden Inhalts: „der größte Theil, auch der gebildeten Leute, täusche sich mit der Meinung, correct schreiben zu können; die Orthographie sey eine gar schwere Sache, zumal da man häufig nicht schreibe, wie man ausspreche, und dadurch leicht irre geführt werde; die beste Autorität sey zur Zeit noch das Dictionnaire de l' Académie françoise in fünfter Ausgabe, bis eine neue, verbesserte Ausgabe, an der man arbeite, werde erschienen seyn. Von vielen Beispielen solcher Wörter, die man häufig falsch geschrieben finde, sollen nur einige wenige angeführt werden ꝛc. ꝛc. Für solche zweifelhafte Fälle diene als Wegweiser das Buch, welches hier zum Verkaufe ausgeboten werde, nicht als könne man durch dasselbe auf einmal ein vollständiger Orthograph werden, aber man werde doch für das einzeln vorkommende Bedürfniß darin Rath und Anweisung finden. Es enthalte aber dieses Buch auch noch Lehren über andere Theile der Gram-

matik, über Solöcismen, Barbarismen, Pleonasmen u. dgl. Auch in allen diesen Theilen der Grammatik sey man gewöhnlich sehr unwissend; ein berühmter Grammatiker habe mit Recht gesagt, er lese keine Seite auch der besten Schriftsteller, ohne auf bedeutende Fehler zu stoßen; selbst das Dictionnaire de l'académie françoise sey nicht frei von Verstößen, die der Redner entdeckt habe; um so mehr müsse ein Buch, welches Belehrung über diese, in den Grammatiken gewöhnlich vernachlässigten Gegenstände gebe, überall willkommen seyn.“ Das alles sprach der Mann in ausführlicher und wohl zusammenhängender Rede, indem er sich eifrig bemühte, den oft angeredeten Messieurs sein Buch recht dringend zu empfehlen, und dessen Brauchbarkeit durch Erzählung von Erfahrungen herauszuheben, die er selbst in Bezug auf unrichtigen Gebrauch der Sprache in Gesellschaften gut unterrichteter Leute gemacht habe; er sprach in der That mit einer Präcision und Sicherheit, wie man sie nicht eben häufig auf deutschen Kathedern findet; selbst wenn er seine Rede etwa nur auswendig gelernt hatte,

mußte man doch an der Art, wie er sie vortrug, sogleich erkennen, daß er einem Volke angehörte, welches auf gutes Sprechen einen Werth legt. Die nämliche Erfahrung macht man alle Augenblicke. Leute, welche vor ihren Buden die darin enthaltenen Sehenswürdigkeiten anpreisen und die Vorübergehenden zum Beschauen einladen, thun das gewöhnlich in einer sehr wohl gesetzten, fließenden, man kann sagen, oft beredten Sprache. Eine solche populäre Beredtsamkeit bewunderte ich eines Abends, als ich über den Platz du Châtelet ging, an einem Manne, der daselbst fremde Thiere, namentlich einen abgerichteten Fisch, wahrscheinlich eine Art Seemönch, zeigte, und wie ein zweiter Thespis von seinem Wagen herab, der zugleich die Bühne seiner Sehenswürdigkeiten war, zum versammelten Volke über die Beschaffenheit und Kunst seiner Thiere sprach. Damit verbinden diese Straßenredner eine Ausdauer, welche den aus einer schweigsamen deutschen Stadt Kommenden in das größte Staunen versetzt. Es ist unglaublich, wie unermüdet Männer und Weiber, die irgend etwas feil bieten,

den ganzen Tag zu jedem Vorübergehenden schwatzen, um ihre Waaren anzubringen; sie begnügen sich in der Regel nicht mit einem einfachen Anbieten, sondern knüpfen meistens noch einige schöne Phrasen an, um die Vortrefflichkeit ihrer Sachen anzurühmen. Die Leute, welche Brochüren herumtragen oder Auszüge wichtiger Artikel aus den Zeitungen, declamiren gewöhnlich den Inhalt derselben in rhetorischer Form; häufig gehen deren zwei mit einander, und so wie der eine seinen Spruch vollendet hat, hebt denselben der andere an, damit die Mühle ja niemals stille steht. Wird ein Lied ausgeboten, so geschieht es wohl auch, daß abwechselnd eine Strophe gesungen, dann wieder ein Stück Prosa hergesagt wird.

Aber nicht nur die Menschen reden viel in den Straßen von Paris, man kann sagen, daß die Steine sprechen. Aufschriften und Etiquetten finden sich fast an allen Häusern in großer Menge, an manchen reichen dieselben bis über den zweiten Stock hinauf. Für Kurzsichtige ist durch die kolossale Form der Buchstaben an den

Tafeln der Kaufleute ꝛc. ꝛc., durch die eben so kolossale Größe der Hüte, Strümpfe u. dgl., welche in effigie zeigen, was für Waaren da zu haben seyen, auf das beste gesorgt. Bisweilen begnügt sich der Verkäufer nicht, z. B. Einen Strumpf an sein Haus mahlen zu lassen, sondern eine ganze Reihe, Strumpf an Strumpf, nimmt die Breite des Hauses ein. Außerdem sind die Wände vieler Häuser noch mit einer zahllosen Menge von gedruckten Anzeigen auf buntem Papier, ebenfalls mit Buchstaben von der enormsten Größe, ganz überklebt. — Auch in den öffentlichen Gebäuden, z. B. den Theatern, sind Bezeichnungen der Orte, zu welchen die Treppen und Gänge führen, und mancherlei Verhaltungsregeln zur großen Bequemlichkeit besonders fremder und unkundiger Besucher reichlich an die Mauern geschrieben. — —

Siebenzehnter Brief.

Den 10ten October.

— — Ich war schon öfter in verschiedenen Kirchen theils zur Zeit des Gottesdienstes, theils außer derselben gewesen, aber den gestrigen Sonntag hatte ich mir vorgenommen, ganz besonders dem Besuche einiger der bedeutendsten Kirchen zu widmen. Ich fragte Morgens den garçon in meinem Hotel, zu welchen Stunden gewöhnlich gepredigt würde. Er sah mich verwundert an, als könne es mit dieser Frage mein Ernst nicht seyn. Als ich sie aber wiederholte, antwortete er mit Lachen, darüber könne er mir keinen Bescheid geben, auch sey es jetzt gar nicht mehr der Mühe werth, eine Predigt zu hören, die Pfarrer trauten sich nicht mehr zu predigen comme il faut, vor einigen Wochen hätten sie das noch gethan. Er wies mich an die Hausfrau. Diese nannte mir zwar die

Stunde, zu welcher Predigten gehalten würden, allein der Erfolg zeigte, daß auch sie mich nicht richtig zu belehren gewußt hatte. — Ich begann nun meine Wanderung; am längsten verweilte ich Vormittags in den Kirchen St.-Germain-l'Auxerrois und Notre-Dame, Nachmittags in St.-Sulpice. Predigten zu hören gelang mir in den beiden ersten ohngeachtet langen Wartens nicht. Der Gesang der zahlreichen Geistlichkeit wollte gar kein Ende nehmen. Als ich das erstemal in die Kirche Notre-Dame während eines Nachmittag-Gottesdienstes kam, konnte ich mir, unbekannt mit dem hiesigen Ritus, nicht erklären, was neben den Stimmen der singenden Geistlichkeit für ein gewaltiger, tiefer Ton vom Chore her das Gewölbe der großen Kirche durchhallte; als ich näher kam, sah ich, daß zwei Geistliche, jeder mit einem Contrafagott, neben dem am Pulte stehenden Geistlichen sich befanden, und den Gesang desselben und des Chores im Unisono begleiteten. So begleitete Gesänge in eintöniger Weise dauerten nun auch gestern in den beiden Kirchen eine lange Zeit, unter mancher-

lei Abwechslungen von Soli, halben und ganzen Chören, Aufsetzen und Abnehmen der Mützen, Hin- und Hergehen einzelner Geistlichen ꝛc. ꝛc., ohne daß durch diesen ganzen Gottesdienst die Theilnahme der Gemeinde irgend wie in Anspruch wäre genommen worden. Die Kirchen sind aber auch wenig gefüllt; man sieht darin meistens nur Frauen, und höchstens alte Männer. Nachmittags ging ich zu St.-Sulpice. Ehe ich eintrat, sah ich aus dem gegenüber liegenden Seminar die große Zahl der Seminaristen herüber ziehen in die Kirche. Einige neben mir stehende Männer ertheilten diesen jungen Leuten, je nachdem sie ihnen Verschmitztheit, oder Dummheit, oder Frömmelei anzusehen glaubten, die mannigfachsten Ehrentitel. Endlich rief Einer aus: „Mein Gott! welch ein Unglück, eine Nulle in der menschlichen Gesellschaft zu seyn!“ — Nach den Seminaristen kam ein Zug Schulknaben, geführt von einem Frère Ignorantin, dessen schleppendes schwarzes Kleid die staubige Straße fegte. — In der Kirche selbst wieder stundenlanger Gesang der Geistlichen unter Begleitung von einem oder

zwei Contrafagotten nach der beschriebenen Art; dieser Gesang wurde, jedoch nur selten und in ganz kurzen Sätzen von dem Discant eines Knabenchors unterbrochen, und ein Organist, seines Instrumentes wohl mächtig, spielte kurze Interludien. Während dieser Gesänge giengen zu beiden Seiten vom Chore aus durch den hintern Raum der Kirche Processionen; voran ein Kirchendiener, mit Haarbeutel und großem dreieckigen Hute, in blauer Uniform mit rothem Kragen, an einem sehr breiten, rothen, mit Silber gestickten Bande tief unten den Degen hängend, eine Hellebarde in der einen, einen großen Stock in der andern Hand, womit bei jedem Schritt zweimal auf den Boden gestampft wurde, dann ein Geistlicher mit einer langen brennenden Kerze, hinter ihm mehrere Geistliche, einer im Meßgewande, die andern im Chorrocke, mit schleppenden schwarzen Unterkleidern. — Als eine solche Procession an mir vorüberzog, stieß ein junger Mensch, der neben mir stand, mich an, und ließ durch sein spöttisches Lächeln mich deutlich genug merken, was er von der Sache denke. — Ein Kirchendiener

im beschriebenen Ornat schreitet auch voran, wenn ein Geistlicher herumgeht, und in ein rundes Käppchen, in welchem er die schon empfangenen Münzen schüttelt, die Gaben der Gemeinde pour les besoins de l'église sammelt. — Erst bei Einbruch der Dämmerung bestieg ein Geistlicher, wie es schien, ein junger Mann, die Kanzel. Die Frauen, die noch zugegen waren, Männer waren fast keine zu sehen, begaben sich nun mit ihren Rohrstühlchen, die für jeden Gottesdienst besonders gemiethet werden, in die Nähe der Kanzel und bildeten in einem kleinen, aber dicht gedrängten Kreise das Auditorium. Die Predigt war einfach und wurde in ruhigem Tone vorgetragen; sie handelte, ohne etwas sonderlich Bemerkenswerthes darzubieten, von der Beseligung, welche Tugend und Frömmigkeit gewährt, und von der Pein, welche die Sünde sich selber schafft. —

Es wäre lächerliche Anmaßung, wenn ich mir nach so kurzem Aufenthalt in Paris ein Urtheil über den religiösen Charakter seiner Bewohner erlauben wollte. Aber so viel kann

ich sagen, daß Alles, was ich bisher gesehen und erfahren habe, im Allgemeinen keinen religiösen oder wenigstens kirchlichen Sinn zu erkennen gibt. Zwar versichern mich Personen, welche diese Verhältnisse kennen, unter Andern Herr Ch., Vorsteher des königlichen Instituts für religiöse Musik, daß die gegenwärtige Regierung bereits ihre Absicht bewährt habe, das Interesse der Kirche zu wahren und zu beschützen. Allein, so glaublich dieß auch ist, so wird diese Fürsorge sich doch zunächst nur auf Aeußeres beschränken können, und auch darin wird die Regierung behutsam seyn müssen, um den Schein zu vermeiden, als wolle sie in irgend einer Beziehung den Weg der alten Regierung zu dem ihrigen machen. Wie vieles sich vereinigte, um einer wahrhaft religiösen Gesinnung unter den Franzosen, besonders unter den Parisern, entgegen zu arbeiten, kann bei einem Blicke auf die französische Geschichte nicht zweifelhaft seyn. Auch hat der Gottesdienst in seinen wesentlichsten Theilen, nach bestehender Einrichtung, nicht nur nichts Erhebendes und Andacht Erweckendes, sondern, so bald der kind-

liche, fromme Glaube einmal wankend geworden ist, gar manche lächerliche Sonderbarkeit. Daher auch keine Einwirkung desselben auf die Gemüther zu erwarten ist; dem Franzosen, der von den höchsten Ideen der jetzigen Tage durchdrungen ist, gilt die Kirche und ihr Dienst als etwas außerhalb seiner wahren Interessen Liegendes, und somit wenigstens als etwas Gleichgültiges; jene höchsten Ideen sind aber durchaus politischer Natur. Freiheit im Innern, Ansehen und Kraft nach außen, Bewahrung des alten, und wo möglich, Erwerbung neuen Ruhmes, — das ist's was die Franzosen gegenwärtig treibt und empor hebt, vor dessen Glanze alles andere verbleicht und verschwindet; ein religiöses Interesse, welches bei dem leidenschaftlichen Umhertreiben in diesen Gedanken als Zügel dienen könnte, besitzen sie nicht; auch ihre Moral scheint zunächst nur auf Principien des politischen und geselligen Lebens zu ruhen. Und wenn überhaupt zur Förderung entweder, oder zur Vernichtung des religiösen Lebens im Volke nichts von größerer Wirksamkeit ist, als die Musterhaftigkeit oder Schlechtigkeit der

Geistlichen, das gute oder böse Beispiel, mit welchem sie durch ihr eigenes Leben vorangehen, so scheinen auch in dieser Beziehung die Umstände in Frankreich bisher so beschaffen gewesen zu seyn, daß sie der Achtung vor Religion und Kirche großen Eintrag thun mußten. Ich habe schon oft versichern hören, daß die große Masse der katholischen Geistlichkeit in Frankreich in einer unglaublich tiefen Unwissenheit liege, und durch Mangel an Bildung und Kenntnissen sich auf eine sehr unrühmliche Weise von der übrigen Bevölkerung Frankreichs ausscheide. Aber auch ihre Unsittlichkeit gilt im Allgemeinen als eine bekannte und ausgemachte Sache; man erzählt sich von namhaften Personen dieses Standes die gröbsten Excesse, und diese sind der Gegenstand vieler Lieder, die in den Theatern gesungen, vieler kleinen Schriften und Pamphlets, deren Titel von den Colporteurs in allen Straßen ausgerufen werden, unter denen die histoire d'une culotte, trouvée dans les appartemens de l'archevêché, racontée par elle-même, noch nicht die unanständigste ist. Mögen auch viele von den scanda-

lösen Anekdoten, die man verbreitet, Erdichtungen und Uebertreibungen des Parteigeistes seyn, daß sie alles wahrhaften Grundes entbehren sollten, läßt sich nicht denken; und selbst das Erdichten von der einen und das willige Glauben und Weitererzählen von der andern Seite wäre schon Berechtigung genug, einen traurigen Zustand dieser Dinge in Frankreich anzunehmen. Ein ausgezeichneter Mann geistlichen Standes äußerte selbst gegen einen meiner Freunde, die französische Nation habe, daß sie im höchsten Grade moralisch sey, dadurch bewiesen, daß sie bei der vorherrschenden Schlechtigkeit des Klerus und der tiefen Verachtung desselben, doch sich duldsam gegen denselben bewiesen habe, und nicht in ihrem eigenen Innern zu Grunde gegangen sey. Zu dem Allen kam nun in der letzten Zeit, daß die nun gestürzte Regierung ein enges Bündniß mit der Geistlichkeit geschlossen, und in Vereinigung mit derselben ihre von dem Volke für hochverrätherisch angesehenen Zwecke zu erreichen gesucht hatte, daß die Geistlichkeit im Vertrauen auf diese mächtige Verbündete, und im Eifer ihres hier-

archischen Treibens mit der auffallendsten, übermüthigsten Anmaßung einherschritt, alle Lebensverhältnisse umgarnte, im Großen das freie Emporstreben der Nation darniederdrückte, im Kleinen sich störend in die Familien eindrängte und nicht selten ihren Frieden untergrub; — so lauten wenigstens die schweren Anklagen, welche die öffentliche Stimme jetzt überall erhebt. Den ganzen Haß, welcher das vorige Gouvernement trifft, muß daher der geistliche Stand mittragen, und er ist gegen diesen fast noch bitterer, weil man Mittel und Zwecke des Klerus an und für sich betrachtet für noch verwerflicher hält, als die des Gouvernements; wenigstens wird Spott und Hohn über die Geistlichkeit in noch reicherem Maaße ausgegossen, als über Karl X. und seine Familie, je mehr der geistliche Beruf zur Erreichung b ö s e r Zwecke nur Tücke, Hinterlist, Gleißnerei und Geisteszwang, nie aber eine offene, respectable, mannhafte Kraft anzuwenden gestattet. Daher die große Lust, die Sünden der Geistlichkeit in recht grellem Lichte öffentlich darzustellen und dargestellt zu sehen, eine Lust, die auf die mannigfaltigste

Weise Befriedigung sucht, in Karrikaturen, Brochüren, Liedern, Theaterstücken ꝛc. ꝛc. Namentlich in denjenigen Stücken, welche Gegenstände aus der Tagsgeschichte zur Vorstellung bringen, gibt es in der Regel Gelegenheit, Geistliche oder Anhänger derselben, unter dem Jubel des Publikums eine verächtliche oder lächerliche Rolle spielen zu lassen. So wird auf dem théatre des Variétés ein Lustspiel gegeben: Voltaire unter den Kapuzinern von Dümersan und Dupin; — der Sohn eines reichen Vaters ist, um einer dem Letztern unerwünschten Heirath entzogen zu werden, in's Kloster gesteckt, und wird von Voltaire, der sich zufällig in dieses Kloster gefunden, befreit und an's Ziel seiner Wünsche gebracht. Dieß der Hauptinhalt. Welche Figuren hier die Kapuziner Voltairen gegenüber machen müssen, kann man sich leicht denken. Besonders auffallend war mir aber, daß ein Lied, in welchem einer von den Mönchen sein Kapuzinerglaubensbekenntniß ablegt, ganz in kirchlicher Melodie gesungen, und dabei im Orchester bloß vom Contrafagott begleitet wird, ganz so, wie

in den Kirchen der Gesang der Geistlichen mit demselben Instrumente begleitet zu werden pflegt, wobei besonders die auch in der Kirche stark hervortretenden überaus tiefen Schlußtöne zur Erreichung eines komischen Effects benützt werden. Dieses Stück ist übrigens in der Ausführung nicht frei von Ungezogenheiten, welche die Darstellenden ihrer Seits auch nicht verschleiern; und so sehr die liberale Moral Voltaire's jederzeit freudige Anerkennung des Publikums findet, so war ich doch Zeuge, wie einige junge Leute sich in ihrem Gefühl für Anstand und gute Sitte durch die argen Späße der Kapuziner so sehr beleidigt sahen, daß sie das Stück, nachdem es vielleicht schon öfter als dreißigmal mit Beifall war gegeben worden, auf das entschiedenste auspfiffen. Nichts desto weniger wird es nach wie vor fast jeden Abend wieder aufgeführt. — Auf den öffentlichen Plätzen sieht man oft einen Mann stehen, der, als Türke gekleidet, ohne ein Wort zu sprechen, unbeweglich, mit steif ausgestrecktem Arm einen Bündel Brochüren feil hält. Um aber die Vorübergehenden zu bedeuten, was hier zu kaufen

sey, hat er auf der Brust und auf dem Rücken eine Tafel hängen mit dem Avis: man erbiete sich, den Beweis aus der Bibel zu führen, daß der Klerus und sein Dienst der Religion Christi fremd sey; alle Theologen würden zur Disputation hierüber aufgefordert; es sey Zeit das lange getragene Joch abergläubischer und götzendienerischer Meinungen endlich einmal abzuwerfen. — An den Fenstern der Buchhandlungen sieht man ein Buch ausgestellt mit dem Titel: Les infamies des prêtres. — Vor einiger Zeit hörte ich ein Mitglied des Klubbs der Volksfreunde seine Ansichten über religiöse Gegenstände darlegen. Er erklärte, daß das religiöse Bekenntniß ganz gleichgültig sey, ob Christ, oder Jude, oder Muhamedaner, das sey Alles einerlei. Zuletzt ereiferte er sich sogar über das lästige Gebrumme der Glocken von den Kirchthürmen herab, und als man ihm entgegnete, die Glocken seyen doch nöthig, um die Gemeinde zum Gottesdienste zusammen zu rufen, erwiederte er, dazu brauche es keiner Glocken, das könne eben so gut ein Tambour in den Straßen thun.

Die feierliche Sonntagsstille gehört zu den Dingen, die der Deutsche am schmerzlichsten in Paris vermißt. Die meisten Boutiquen sind geöffnet, wie an den Werktagen; man sieht unter den geputzten Leuten eine Menge Anderer, welche die schmutzigen Spuren der nicht unterbrochenen Arbeit an ihren Kleidern tragen; selbst die lärmenden Handwerker setzen Sonntags hie und da die Arbeit in ihren offenen Werkstätten fort, und an vielen Orten lassen die Bauleute sich in ihrer Geschäftigkeit nicht stören. Ueberdieß wird jetzt an jedem Sonntage Mittags Revüe über eine Abtheilung der Pariser Nationalgarde gehalten, und die Trommeln wirbeln schon vom frühen Morgen an durch die Straßen. —

Achtzehnter Brief.

Den 14ten October.

— — Karl X. und seine Familie müssen auf mehr denn Eine Art für das Unrecht büßen, das sie dem französischen Volke gethan. Wahrlich nicht zu den geringsten Strafen, die ihnen auferlegt sind, gehört, daß ihr Name und ihr Leben tagtäglich in allen Straßen von Paris hundertfältig der Schande und der Verachtung preis gegeben wird. Brochüren, wie histoire scandaleuse de Charles X., les amours de la Duchesse d'Angoulême, oder de la Duchesse de Berry u. dgl. verbreiten sich von den zahlreichen Buchhandlungen aus und durch die große Menge von Colporteurs durch alle Klassen. Ihre Portraits findet man an den Läden der Bilderhändler nicht anders ausgestellt, als verzerrt in unzählbaren Karrikaturen. Dafür prangen nun überall des jetzigen Königs und seiner Familie, und neben ihnen Napoleons

und des Herzogs von Reichstadt Abbildungen. Es ist in der That merkwürdig, wie in dem Enthusiasmus der Franzosen sich gegenwärtig so mancherlei heterogene Ingredienzien zusammen finden. Denn betrachtet man als Zweck und Erfolg der Julyrevolution den Gewinn bürgerlicher und gesetzlicher Freiheit, so kann doch gewiß der Freude über ihr Gelingen nichts fremder seyn, als die Huldigung, welche jetzt bei jeder Gelegenheit dem ehemaligen Kaiser erwiesen wird, unter dessen eisernem Scepter gerade von Freiheit am wenigsten die Rede seyn durfte. Allein damit er den jetzigen Franzosen als ein Gegenstand der dankbarsten und freudigsten Bewunderung, als ein Märtyrer der Nationalehre gelte, dazu reicht schon der einzige Gedanke hin, daß die Bourbons und deren Verbündete es waren, welche ihn stürzten, daß die Bourbons gerade sich auf den Thron setzten, von welchem er gestoßen worden. Dazu kommt aber, daß unter den Göttern, welchen jetzt gedient wird, neben der Freiheit, auch der Ruhm seinen Tempel hat, welchen Frankreichs politisches Uebergewicht der

Nation verlieh, und die Ehre der Waffen, vor denen Europa sich beugte. —

Jedes der kleinen Theater bringt jetzt, eines nach dem andern, ein Stück, in welchem Napoleon in irgend einer großen That oder merkwürdigen Situation auftritt. Ich habe mehrere dieser Stücke gesehen, zu einigen konnte ich, wegen des außerordentlichen Zudranges des Publikums, noch nicht gelangen. Der Erste, welcher, so viel ich weiß, mit diesem Beispiele voranging, war Franconi in seinem Cirque olympique. Er gibt den Uebergang über den Bernhard. Die Vorstellungen in diesem Theater sind, wie bekannt, nicht bloß Reiterkünste; sondern auf diese folgen jederzeit auch dramatische Aufführungen, insbesondere militärischen Charakters. Während jener erstern hat das Orchester seinen Platz auf der Bühne, und die Zuschauer befinden sich auf den Gallerien und in den Logen um die Arena; beginnen die letztern, so wird unter der Bühne durch besondere Vorrichtung ein Orchester hervorgezogen, in die Arena werden Rohrstühle gesetzt, und diese dient nun als Parterre. Die beiden Stücke,

welche jetzt am meisten an der Tagesordnung sind, sind die Eroberung der Bastille, wo in das Alte sehr erkennbar viel Neues gemischt und verflochten ist, und der erwähnte Uebergang über den Bernhard, eine Reihe höchst unterhaltender militärischer Scenen; — die französische Armee in dem starren, eisigen Gebirge erschöpft und mißmuthig; ein Angriff der Oesterreicher, Sieg der Franzosen, Beerdigung der Gefallenen; in einer Hütte, die sich plötzlich öffnet, Buonaparte mit dem kleinen Hute, im grauen Ueberrocke, mit seinen Generalen Kriegsrath haltend; Eröffnung des Beschlusses, daß der Bernhard überstiegen werden solle; der Beginn des Uebergangs, Fußvolk, Reiter, ihre Pferde am Zügel führend, Artillerie, unter Schneegestöber herauf und die eisigen Pfade emporklimmend; wieder Unmuth der Armee, Weigerung den beschwerlichen Marsch weiter fortzusetzen, gänzlicher Stillstand; Buonaparte, auf dem Gebirge aus einer Hütte hervortretend, durch Geberden, (er spricht in dem ganzen Stücke nicht), seinen Willen in gebieterischer Stellung andeutend; plötzlich ertönt auf seinen Wink

die

die Marseillaise, und Alles setzt sich auf diese Zauberklänge wieder in die thätigste Bewegung und arbeitet sich wetteifernd empor, Buonaparte selbst schwingt sich auf sein Roß, und sprengt den steilen Gebirgsweg in seinen Windungen hinan. —

Ein anderes viel besuchtes Stück dieser Art ist Buonaparte in der Kriegsschule zu Brienne auf dem Theater des Nouveautés. Hier wird ein Beweis geliefert, wie man Alles aufbietet, um auch über die Zeit, in welche die Darstellung fällt, hinaus den französischen Namen zu verherrlichen, und Alles, was seinen Glanz verdunkeln könnte, hinwegzutilgen. Ein alter Offizier spricht mit Achtung von dem Prinzen Soubise; der junge Buonaparte aber thut ihm dar, ein wie schlechter General der Letztere gewesen, und weist auf einer Landcharte kunstgerecht nach, wie die französische Armee hätte bei Roßbach agiren sollen. Er schließt seine Demonstration mit gänzlicher Vernichtung des preußischen Heeres, unter lautem Jubel der Zuschauer. So wird die Schmach der Roßbacher Schlacht abgewaschen. Auf dem

Theater des Variétés wird gegeben Napoléon à Berlin oder le diplomate bavarois. Glücklicher Weise ist dieß ganze Stück so unbedeutend, daß auch die jämmerliche Rolle, welche dem bayerischen Diplomaten zugetheilt ist, ohne Effect vorübergeht. — Doch zieht eine Handlung der Großmuth, welche Napoleon hier vollbringt, auch diesem Stücke immer Zuschauer herbei.

Nicht minder schwelgen die Pariser in den Erinnerungen an die Zeit großer Thaten bei dem Beschauen der Gemälde, welche Napoleonische Scenen darstellen. Bald nach der Revolution wurde nämlich im Pallast Luxemburg eine Sammlung von Gemälden und Kunstwerken, welche größtentheils von lebenden Künstlern zu diesem Zwecke dargeboten waren, aufgestellt, und der Betrag des Eintrittgeldes, 2 Francs die Person, für die in den Julytagen Verwundeten bestimmt. In diese Sammlung wurden nun auch jene Napoleonischen Gemälde aufgenommen, welche, wie es hieß, „nachdem sie während der Zeit der Verfolgung und Unterdrückung mit religiöser Gewissenhaftigkeit

waren in sicherer Verwahrung gehalten und geschützt worden, jetzt aus dem Dunkel des Geheimnisses wieder hervorgezogen wurden, allen guten Franzosen zur Wonne.“ In politischer und nationaler Hinsicht haben diese Gemälde allerdings, besonders für den gegenwärtigen Augenblick, ihre Bedeutung; übrigens gestehe ich, so weit ich auch entfernt bin, über Gegenstände dieses Kunstgebietes mir ein Urtheil erlauben zu wollen, daß ich von denselben keinen angenehmen Eindruck verspüre. Sie erinnern mich auf das lebhafteste an das widerwärtige Pathos und die aufgedunsene Rednerei der französischen Tragödie. Besonders manche darunter sind voll der unnatürlichsten Uebertreibung, wie z. B. auf dem Schlachtfelde bei Eylau von Gros einige Russen so übermäßig barbarisirt sind, daß sie gar keinen Menschen mehr gleichen. Am deutlichsten wird man sich des Charakters der französischen Malerei bewußt, wenn man in der großen Gemälde-Sammlung im Louvre voll von der Herrlichkeit der Meisterwerke italienischer Kunst wieder vor die gleich am Eingange des Saales befindlichen

Werke der neuern französischen Schule tritt. Ein sehr wohl unterrichteter und wohlwollender Freund, in dessen Gesellschaft ich die Gallerie zum erstenmale besuchte, machte die treffende Bemerkung, die französischen Maler machten ihre Studien vor der tragischen Bühne, und die tragischen Schauspieler bildeten sich hinwiederum an den Werken der französischen Maler, so hielten sie beide sich durch ihren gegenseitigen Einfluß immer ferne von Natur und Wahrheit. Meine Zeit ist zu beschränkt, als daß ich die Gallerie im Louvre so oft besuchen könnte, als ich wünschte, und als es nöthig wäre, um nur einigermaßen mit der Menge kostbarer Schätze, die hier vereinigt sind, genauer bekannt zu werden. Um so mehr mußte ich darauf denken, mich mit dem wiederholten Betrachten einiger weniger Bilder, die mich besonders ansprachen, zu begnügen, wenn ich nicht zerstreut durch oberflächliches Vorübergehen an allen jedes bestimmten und dauernden Eindrucks untheilhaftig bleiben wollte. Besonders fesseln mich von dem ersten Besuche an, welchen ich unter der belehrenden Leitung jenes

Freundes machte, zwei Bilder von Raphael, die weder ihrem Gegenstande nach aus dem erhabensten Bereiche der Kunst genommen, noch vielleicht ihrem künstlerischen Werthe nach für den Kenner vor andern Werken des großen Meisters wichtig, durch die tiefe Wahrheit und den bedeutungsvollen Sinn, der aus ihnen spricht, mich ergriffen haben. Es sind zwei unmittelbar nebeneinander hängende Portraits; das eine eines jungen Mannes, der dahinwelkend die Wehmuth baldigen Abschieds vereint mit dem Ausdrucke gefaßter Entsagung auf dem stillen Gesichte trägt, in den Hintergrund zur Seite hat der Meister, gleichsam zur Deutung seines Bildes, ein absterbendes Bäumchen gestellt; das andere eines italienischen Knaben, der, den Kopf auf den Arm gestützt, voll strotzender Lebenskraft und kecker Sorglosigkeit dem Beschauer ins Angesicht blickt. Ich müßige mir manchmal eine Viertelstunde ab, um mir den Anblick nur dieser zwei Bilder zu erneuern, aber ich glaube auch, daß ich sie, so lange ich lebe, nicht aus der Seele verlieren werde. — Wie unschätzbar und preis-

würdig ist doch die Liberalität, mit welcher der Eintritt in diese und andere Kunst-Sammlungen frei und unerschwert gestattet ist. Ich hatte nichts zu thun, als beim ersten Besuch als Fremder meine Aufenthaltskarte vorzuzeigen, und mich in ein Buch beim Portier einzuschreiben, und nun kann ich jeden Wochentag, außer Montag, in den Stunden von 10 bis 4 Uhr in beide Abtheilungen des Museums, die Gemälde- und die Antiken-Sammlung, kommen so oft ich will. Am Sonntag ist das Museum für das gesammte Publikum offen.

Neunzehnter Brief.

Den 21sten October.

— — Seit vorigen Sonnabend ist hier viel Lärm und Unruhe. Die Heftigen unter dem Volke sehnen sich schon lange nach dem Augenblicke, welcher das Schwert der Rache auf die Häupter der gefangenen Minister soll fallen

lassen. In dem Klubb der Volksfreunde berieth man sich mit Ernst und Eifer über die Mittel, die verhaßten Unterdrücker der Freiheit ihrer verdienten Strafe nicht entgehen zu lassen. Nun aber merkt man an dem Gouvernement und an den Kammern den Wunsch, die Sache nicht aufs Aeußerste zu treiben, und Hinrichtungen, welche das Signal zu einer gänzlichen Entzügelung der Leidenschaften werden könnten, zu vermeiden. Diesen Wunsch betrachtet man als die Quelle des an die Deputirtenkammer gebrachten Antrags auf Abschaffung der Todesstrafe. Auch die Deputation, welche neulich von den Reconvalescenten zu St. Cloud an die Kammer geschickt wurde, um jenen Antrag mit Ausdehnung auf die Ex-Minister zu unterstützen, und welche als ein so schönes Zeichen von Großmuth und Menschlichkeit betrachtet werden konnte, soll, wie man jetzt unter dem Volke sagt, nicht aus freiem Antrieb jener Reconvalescenten, sondern auf Anstiften derer, welche die Minister gerne retten möchten, gekommen seyn. Ueber das Alles herrscht nun unter den Excentrischen große Er-

bitterung, die sich in Maueranschlägen und tumultuarischem Geschrei Luft macht. Des Abends sammeln sich Volkshaufen vor dem Luxemburg und im Palais royal, und durchziehen die Straßen mit dem lauten Ruf: Tod den Ministern! Uebrigens sind dieser Unruhigen verhältnißmäßig doch nur sehr wenige. Am Sonntag Abends war ich selbst im Palais royal; der große Hof, unter den Fenstern der königlichen Zimmer, war dicht mit Menschen gefüllt. Aber nur Einzelne, meist junge Leute, schlecht gekleidet und aus den untersten Klassen, drängten sich hin und her und reizten auf, zum Luxemburg zu ziehen und Tod den Ministern! zu rufen. Die ganze große Masse verhielt sich nicht nur ruhig, sondern drückte auch ihren Unwillen über die unsinnigen Aufhetzungen auf das bestimmteste und deutlichste aus. Am Montag, den 18ten, war ich Nachmittags in St. Germain; als ich Abends zurückkam, fand ich Garten und Hof des Palais royal gesperrt, und Truppen aufgestellt. Es hatten wieder Zusammenrottungen unter dem nämlichen blutdürstigen Geschrei Statt gefunden; starke Patrouillen

der Nationalgarde, welche besonders für die Wiederherstellung der Ordnung in Anspruch genommen wird, durchzogen die Straßen. An demselben Abend hatte sich ein Haufe von einigen hundert Menschen nach Vincennes begeben, wo die gefangenen Minister sich befinden, und die Auslieferung derselben gefordert. Wie natürlich, verweigerte sie der Commandant der Festung, Dûmesnil, auf das entschiedenste. Der Haufe zog nach Paris zurück, vor das Palais royal, wo Viele aus demselben sollen verhaftet worden seyn. Am Dienstag Morgens kam der König mit dem Kronprinzen, mit Lafayette und Gerard zur Wachtparade in den Hof des Palais royal herab, und sprach zur Nationalgarde und zu den Truppen und dankte für ihren Eifer zur Herstellung der Ruhe. Auch die Behörden und Lafayette, als General der Nationalgarde, haben Proclamationen erlassen, welche die gesetzliche Ordnung auf das dringendste empfehlen und ihren Dank gegen Alle aussprechen, welche durch ihre Anstrengungen bisher beigetragen haben, die Unordnungen zu dämpfen. Seitdem scheint die Ruhe zurückgekehrt,

und ist wenigstens durch nichts Auffallendes mehr unterbrochen worden. Doch hat man gestern Morgens noch an mehrern Häusern und am Palais royal folgendes Placard gefunden: Justice! François! Point de pardon pour les ministres de l'ex-roi. On retarde leur jugement, on emploie tous les moyens possibles pour les sauver. Ne nous endormons pas, et souvenons-nous que leurs têtes doivent rouler à nos pieds. Quoi! on cherche des preuves authentiques? de plusieurs milliers de citoyens le sang fume encore. Foibles députés! Pairs aristocrates! nous avons des yeux, ils sont fixés sur vous, vous repondrez de vos actions.

Die Stimmung in den friedliebenden Familien ist trübe und ängstlich. Man sieht dem Processe der Minister mit großer Bangigkeit entgegen, und fürchtet, daß ihnen ein gewaltsamer Tod auf keine Weise werde erspart werden können. Denn würde auch die Pairskammer ihnen durch Urtheilsspruch das Leben schenken, so würden sie ohne Zweifel unter den Händen des wüthenden Pöbels fallen müssen,

und nicht nur gegen sie, sondern auch gegen die Mitglieder der Pairskammer würde sich alsdann der Grimm der Erbitterung kehren.

Der Weg nach St.-Germain ist überaus angenehm. Er führt an mehreren merkwürdigen Orten vorbei. Ich nenne Dir nur Nanterre, den Geburtsort der heiligen Genoveva, Schutzpatronin von Paris, und Malmaison, diesen reizenden Lieblingsaufenthalt Josephinens und Napoleons mit seinen sonst so schönen, auch zu wissenschaftlichen Zwecken benützten Gärten, und mancherlei werthvollen Sammlungen. Ein französischer Beschreiber, nachdem er die ehemalige Schönheit des Parks und den Reichthum der Sammlungen gepriesen, fügt charakteristisch genug hinzu: Plus que tout cela, on réunit dans cette enceinte les hommes les plus distingués, les femmes les plus spirituelles, et, se mettant à la tête de cette élite de la société française, on gouverna la civilisation européenne. Les Souvenirs de la Malmaison feraient un volume curieux qui renfermerait l'histoire du monde pendant près d'un quart de siècle. Jetzt ist alle diese

Herrlichkeit dahin geschwunden; schon der Blick durch die ruinöse Einfahrt zeigt dem Vorübereilenden, daß dieser Ort nun unbeachtet und verwaist ist. St.-Germain-en-Laye selbst endlich — wie viele Erinnerungen regen sich bei dem seltsamen Anblicke seines alten Schlosses, an dem die Könige von Philipp dem Schönen bis Ludwig XIV. bauten, in welchem Heinrich II., Karl IX., Ludwig XIV. geboren wurden, Ludwig XIII. starb, welches zuweilen auch heimatlosen Fürsten eine Zufluchtsstätte war, und eine Zeit lang der Königin Christine von Schweden, später dem englischen König Jakob II. und seiner Familie zum Aufenthaltsorte diente. — Auf der Terrasse, welche sich eine lange Strecke an dem berühmten Walde von St.-Germain, von dem am Schlosse angebauten, nun verfallnen Pavillon der Gabriele, Geliebten Heinrichs IV. aus, hinzieht, verweilte ich geraume Zeit. Die Aussicht ist herrlich; unmittelbar unter der Terrasse am Abhange Weinberge, dann Wiesen, dann die Seine mit der Brücke von Pec, im Jahr 1815 einem wichtigen Uebergangspuncte der Engländer und Preußen, jenseits der Wald

von Besinet, und darüber hin und zur Seite eine Menge Ortschaften. Solche Aussichten in die Ferne, welche die geschäftige Phantasie immer noch weit über den wirklichen Gesichtskreis ausdehnt, rufen die Gedanken an die Heimat so mächtig hervor; aber auch ganz in der Nähe hatte ich während meines Spaziergangs auf der Terrasse, was mich mit einer unbeschreiblichen Sehnsucht nach meinen Lieben in weiter Ferne erfüllte; es war eine Familie, Mann und Frau mit zahlreichen Kindern, welche sich da erging, und welcher ich immer wieder begegnete; das jüngste Kind wurde in einem Korbwagen gefahren, und war voll Lust über die Scherze, welche seine ältern Geschwister mit ihm trieben. Es läßt sich nicht aussprechen, welch ein wohlthuendes Gefühl den einsamen Fremden durchströmt, wenn ihm so plötzlich ein Bild reiner Menschlichkeit vor die Augen tritt, und freundlich zu ihm spricht: Auch hier bist du unter Menschen, welche die Glückseligkeit deines eigenen Herzens kennen und lieben.

Zwanzigster Brief.

Den 24sten October.

— — Einen Theil des heutigen Vormittags brachte ich im Tuileriengarten zu. Des Sonntags sammeln sich dort immer viele Spaziergänger, heute war das schöne Wetter besonders lockend. Auch wurde wieder eine Abtheilung der Nationalgarde auf dem Marsfelde gemustert, welche Viele von den Terrassen aus wollten zurückmarschiren sehen, denn diese Terrassen gewähren die Aussicht über die Brücke Louis XVI., den Platz Louis XV., und wieder auf der andern Seite über die Straße Rivoli, also über eine große Strecke des Wegs, den die heimziehenden Truppen zurückzulegen hatten. Die Pariser Nationalgarde ist durch Schönheit der Mannschaft und Uniformirung wirklich ausgezeichnet, am schönsten die Artillerie, in deren Reihen heute der Kronprinz als

gemeiner Kanonier mit einherzog. Militairische Haltung und Geschicklichkeit gibt die fleißige Uebung; an jedem Abend wird auf allen dazu passenden Plätzen exercirt; wo aber 10 Mann sich mit einander in den Waffen üben, da umgibt sie gewiß ein Kreis von 40 theilnehmenden Zuschauern. Der König nennt die Nationalgardisten seine Kameraden, das weckt Anhänglichkeit und Selbstgefühl, von Beidem zeugen so manche Reden, mit welchen, wie man in den Zeitungen liest, einzelne Nationalgardisten sich bei Deputationen und ähnlichen Gelegenheiten an den König wandten. Die Scene der ersten Wache, welche der Kronprinz als Artillerist that, wurde in einem Journale, ich glaube, es war der Figaro, ordentlich dramatisch dargestellt. — Heute fuhr der König mit einem Theile seiner Familie vom Marsfelde in einem zweispännigen, offenen Wagen zurück. Sein einfacher, häuslicher Sinn wird überall anerkannt und gepriesen. Doch glauben Manche, es dürfte in Zukunft wohl nöthig werden, eine etwas mehr imponirende Haltung anzunehmen; es könne die Zeit kommen, wo

die Volksmasse sich nicht entbräche, daran zu erinnern, unter welchen Umständen und durch wessen Verdienst der neue Thron errichtet worden sey. Eine Probe von eigner Schwierigkeit hat der König bestanden bei den unzähligen Deputationen, welche ihm zu seiner Thronbesteigung Glück wünschten; von allen Korporationen und Gesellschaften, von allen großen und kleinen Städten, ja sogar von den einzelnen Vorstädten der Stadt Lyon kamen Abgeordnete. Es war keine kleine Aufgabe, jedesmal etwas nicht nur im Allgemeinen, sondern auch im Besondern Passendes zu erwiedern.

Die Nationalgarde fühlt ihre Wichtigkeit. Hie und da mag nun wohl der Fall eintreten, daß dieses Gefühl sich auf eine Art äußert, welche denen, die nicht Mitglieder derselben sind, oder seyn können, etwas empfindlich fällt. Ich wohnte neulich im Palais de Justice einer Sitzung des Geschwornengerichtes bei, wo der Proceß eines jungen Menschen verhandelt wurde, der eines Diebstahls angeklagt war. Neben mir stand eine Zeit lang ein Mann, dem Ansehen nach etwa ein Schlosser, welcher seinem

Nachbar erzählte, am vergangenen Sonntag seyen zwei junge Leute, die mit ihm in Einer Werkstatt arbeiteten, nachdem sie erst spät Feierabend gemacht hatten, in ein Kaffeehaus gegangen, um sich eine Erfrischung geben zu lassen, der Garçon aber habe ihnen, weil sie in den unreinen Arbeitskleidern gekommen waren, nichts geben wollen; in den darüber entstandenen Streit hätten sich nun unberufen und unbefugt zwei anwesende Nationalgardisten gemischt, wodurch es endlich bis zur Verhaftung der beiden jungen Leute gekommen sey; dieses Verfahren würde aber rechtmäßig nur dann gewesen seyn, wenn an dem Kaffeehaus durch Anschlag bekannt gemacht wäre, daß nur wohlgekleidete Personen eintreten sollten; da dieß aber nicht der Fall gewesen sey, so hätte man den jungen Leuten den Eintritt nicht verwehren können, sie seyen eben so gut Franzosen, wie die Herren von der Nationalgarde. —

Heute Nachmittags machte ich einen großen, sehr unterhaltenden Spaziergang über die Boulevards, vom Boulevard de la Madeleine an

bis zur Brücke du jardin du Roi (des großen botanischen Gartens), und dann auf den Quais des rechten Seineufers zurück. Da ist lautes, lustiges Leben. Wer nicht arbeitet, ergeht sich oder spielt auf diesen Straßen und Plätzen. Auf den Boulevards ist für Unterhaltung reichlich gesorgt; Bolzen- und Armbrust-Schießen, Kegeltische der mannigfaltigsten Art, und andere Spiele in Menge vergnügen da die Leute aus den untern Ständen, Jung und Alt; kommt man an den Weinhäusern vorbei, so sieht man wohl auch muntere Zecher ihr Wesen treiben, aber die größere und allgemeinere Lust wird doch im Freien, und wäre es auch nur im bloßen Hin- und Herwandeln, gesucht; das eigentliche Festsitzen in den Wirthshäusern scheint sehr wenig üblich zu seyn; desto gefüllter sind die Straßen, die als Spazierplätze dienen, wie z. B. die Quais, wo Köhler und andere Leute dieser Klasse in großer Zahl ihre Frauen in Holzschuhen am Arme umherführen, und gar oft sich die Masse so dicht zusammendrängt, daß man nur langsamen Schrittes vorwärts kommen kann.

Die Aussicht über die Stadt habe ich nun von einigen der höhern Puncte aus genossen, immer mit erneuertem Interesse; von Westen aus auf dem Triumphbogen an der Barriere von Neuilly, von Norden auf dem Montmartre, von der Mitte aus auf dem Thurm der Kirche Notre-Dame, von Osten auf dem berühmten Kirchhofe des Pater la Chaise. Ein solcher Blick über die kolossale Stadt weckt überall die mannigfaltigsten Betrachtungen; aber am heftigsten wird doch die Seele bewegt, wenn man von jenem großen Wohnplatze der Todten aus hinüberblickt nach dem lebenvollen Schauplatze so regsamer Thätigkeit, so leidenschaftlichen Treibens; wenn man bedenkt, daß hier so Mancher bereits in Staub zerfällt, der dort üben einst durch Macht und Ehre, durch Kunst und Geschicklichkeit, durch Geist und Klugheit unter seinen Zeitgenossen eine glänzende, bewunderte, gepriesene, beneidete Rolle spielte; daß so Mancher hier im Schooße der Erde liegt, der vor noch nicht langer Zeit von jener Stadt dort üben auszog, um an der Spitze gewaltiger Schaaren die Welt erschüttern zu helfen,

oder in den Versammlungen derselben Worte sprach, die erleuchtend oder zerstörend über Europa hinflogen. Und diese Hohen und Gewaltigen schlummern nun hier neben so Manchem, der sein stilles Leben der Weisheit und Tugend gewidmet hatte, neben so Manchem, dessen bescheidnes Glück vielleicht von der schonungslos emporsteigenden Macht eines Andern niedergetreten worden war, — und Alle harren nun Eines Tags und Eines Richters!

Die Anlage dieses über eine Anhöhe sich hinaufziehenden Kirchhofes ist so großartig, die Menge der hier ruhenden merkwürdigen Männer und Frauen so ansehnlich, die Kunst an Grabgewölben und Denkmälern so reich und abwechselnd, daß die Beschreibung davon ein eignes Buch von 400 Seiten füllt. Dem Tode ist hier seine furchtbare Gestalt genommen; die meisten Gräber sind Lauben, oder Blumengärten, oder kühle Gewölbe und Grotten; in vielen derselben Stühle für die Verwandten, die kommen, um ihrer theuren Hingeschiedenen in wehmüthiger Erinnerung zu gedenken; viele mit Kränzen geschmückt, die meisten mit In-

schriften versehen, welche die Namen der hier Schlafenden nennen. Oft sind neben der Ruhestätte der bereits Entschlafenen schon die der noch Lebenden bereitet, und Eine beschriebene Marmortafel neben den noch leeren zeigt an, daß hier der Vorausgegangene seiner Zurückgebliebenen, der Gatte seiner Gattin, die Mutter ihrer Kinder, wartet. Viele Grabmäler dagegen, wie die der Marschälle Davoust, Massena u. A. sind Verherrlichungen, die in großen, schweren Massen über den Herzen der Gestorbenen lasten. — —

Einundzwanzigster Brief.

Den 26sten October.

— Seitdem die Bibliothek wieder geöffnet ist, theilt sich meine Beschäftigung in die Arbeit zu Hause, und in die auf der Bibliothek selbst. Diese ist in allen ihren Abtheilungen täglich von 10 bis 2 Uhr geöffnet. Die Be-

nützung ist durch die große Zahl der angestellten Beamten und Diener, und durch die Bereitwilligkeit, mit welcher jedes verlangte Buch sogleich dargereicht wird, sehr leicht gemacht. Eine einzige Unbequemlichkeit beklagen diejenigen, welche gedruckte Bücher und Handschriften zugleich zu benützen wünschen. Die letztern sind nämlich von den erstern, wenn gleich beide sich innerhalb des großen Palais Mazarin befinden, doch dem Locale und der Verwaltung nach so getrennt, daß in jenem Falle ein häufiges Hin- und Herwandern, bald zu der, bald zu jener Bibliothekbehörde, und dadurch bisweilen ein nicht unbeträchtlicher Zeitverlust nöthig wird. Den Besuch der Bibliothek finde ich im Allgemeinen nicht so stark, als ich es erwartet hatte. Die Ursache mag in der politischen Aufgeregtheit des gegenwärtigen Augenblicks liegen. Neugierige Beschauer jeden Geschlechtes, Alters und Standes, ziehen zwar fast jeden Tag durch die Säle, sogar der Handschriften; sie begnügen sich in der Regel mit dem Betrachten der Localitäten und dem Lesen einiger Titel auf den hinter verschlossenen Drathgittern

aufgestellten Büchern. Aber der aushaltenden Arbeiter sind verhältnißmäßig nicht sehr viele. Am meisten besetzt sind die Tische in dem langen Saale der gedruckten Bücher, in dem ich selbst jedoch nie lange zu verweilen habe; am wenigsten in den Sälen der Handschriften, obgleich gerade hier ein unermeßlich reicher, und zum Theil noch unbenützter Schatz aufgehäuft ist. Diejenigen, welche an griechischen und lateinischen Handschriften arbeiten, sind fast lauter Deutsche, Franzosen nur wenige, und meistens nur auf kurze Zeit. —

Mit vorzüglichem Eifer werden hier gegenwärtig die orientalischen, besonders die chinesischen Studien getrieben. Abel-Remüsat und seine Schüler verheißen von der allmählig aufzuschließenden chinesischen Literatur überaus wichtige, besonders für die Geschichte höchst bedeutende und folgenreiche Ergebnisse. Als ausgezeichnetster Schüler Remüsat's gilt ein Landsmann von uns, Dr. Kurz aus Hof. In einer Sitzung des Instituts unter Boissonade's Präsidium habe ich auch von Remüsat eine interes-

sante Vorlesung über einen Gegenstand aus diesem Gebiete gehört.

Die klassische Philologie wird hier zu Lande von Wenigen in dem grammatisch-kritischen Geiste getrieben, den man in Deutschland für unzertrennlich von diesem Studium ansieht. Ueber den Stand der philologischen Bildung in Frankreich überhaupt kann ich Dir ein in mehr als Einer Hinsicht merkwürdiges ächt-französisches Zeugniß mittheilen. Es ist dieß die Einleitung einer im Journal des débats vom 20sten October enthaltenen Recension der Uebersetzung Quintilian's von Ouizille. Sie lautet folgendermaßen: On ne saurait trop soutenir le zèle des savans et des éditeurs qui traduisent et publient les auteurs de l'antiquité, pour en répandre et en faciliter la lecture. Les traductions, quoi qu' on en puisse dire, ne détournent personne de l'étude sérieuse du grec et du latin quand on y est naturellement entraîné, et elles ont le mérite de faire connaître des ouvrages précieux à tous ceux qui n' ont point l' aptitude, le temps ou les moyens d' apprendre les langues anciennes.

anciennes. Nous dirons plus encore; ce n'est qu'avec le secours des traductions dans la langue maternelle, que l'on peut se former une idèe complète et générale du plan d'un livre écrit en grec et même en latin que nous savons un peu moins mal. Les professeurs de l'Université *) qui nous lisent, s'ils mettent la main sur la conscience, avoueront qu'il en est peu d'entre eux, même après avoir obtenu les plus grands succès aux concours généraux, qui eussent été en état de lire sans le secours des traductions que nous possédons, les ouvrages des tragiques grecs, d'Hérodote, de Thucydide, de Lucien, de Plaute, de Tacite, de Petrone ou d'Apulée, et de faire une analyse ferme et rapide d'une ou de plusieurs compositions de ces écrivains. La chose est évidemment impossible, car si on excepte quatre ou cinq savans en France,

*) Universität ist hier ohne Zweifel in dem allgemeinen Sinne zu fassen, in welchem es die Gesammtheit aller gelehrten Schulen in Frankreich bedeutet.

personne ne lit un livre grec ou latin; tout le monde l'explique avec plus ou moins de peine, ce qui annulle ordinairement la faculté de saisir un ensemble et d'y rattacher à l'instant même tous les plus légers détails. Les traductions sont donc indispensables à ceux qui ignorent les langues anciennes, mais encore à ceux mêmes qui les cultivent avec succès. Demohngeachtet ist Bekanntschaft mit den alten Schriftstellern und der alten Geschichte sehr verbreitet. Man ist im Allgemeinen einig darüber, daß man die Alten lesen müsse um der Sachen und um des Stils willen. Was die erstern betrifft, so ist es freilich, wenn man von einzelnen Gelehrten des ersten Ranges absieht, nicht gerade zu thun um eine wissenschaftlich-gründliche Erkenntniß des Alterthums. Aber man hat das Bedürfniß, große Resultate, bewundernswürdige Charakterzüge und Reden berühmter Männer, besonders lichte Glanzpuncte der alten Geschichte immer zur Hand zu haben, um eigene Meinungen und Reden damit zu belegen und zu schmücken. Ein vornehmer Beamte zu Paris hatte neulich bei Vertheilung

von Decorationen an Pariser Nationalgardisten, welche sich in den Julitagen besonders ausgezeichnet hatten, einen discours zu halten, und glaubte dabei jenes Schmuckes nicht entbehren zu können. Weil er selbst aber wahrscheinlich in den Alten doch nicht genug bewandert ist, so schickte er an einen Gelehrten, von dem er zuverlässige Auskunft erwarten durfte, eine ganze Liste von Fragen, „was für Belohnungen und Ehrenzeichen die Alten, Griechen oder Römer, an Tyrannenvertreiber ausgetheilt hätten, welche Feste und Feierlichkeiten damit verbunden gewesen wären“ u. dgl., mit der Bitte, allen Antworten auf diese Fragen genaue Citate aus den Klassikern beizufügen. — Das tragische Theater der Franzosen nimmt seine Stoffe meistens aus der alten Geschichte, schon dieß legt selbst den Frauen die Pflicht auf, mit den Hauptbegebenheiten und Hauptpersonen der alten Welt bekannt zu seyn; manche unter ihnen sind es selbst mit den klassischen Autoren, mit den lateinischen nicht selten in der Ursprache, sonst wenigstens aus Uebersetzungen.

Der Stil aber gilt den Franzosen, zunächst für ihre eigene Sprache, als ein Gegenstand der größten Wichtigkeit; es ist Ehrensache und eine mit dem französischen Patriotismus unmittelbar verwebte Forderung, daß man seine Sprache gut spreche und schreibe. Manches Theaterstück gefällt nur wegen seines Stils, und erhält sich in diesem Gefallen lange Zeit, während kein anderer Vorzug im Stande ist, ein nicht schön, oder gar uncorrect geschriebenes Stück vor dem Falle zu sichern. Ein kurzer Zeitungsartikel, wenn er sich durch guten Stil besonders auszeichnet, vermag eine weit durch alle Klassen der Gesellschaft sich verbreitende Sensation zu erregen; ich habe das selbst zu bemerken Gelegenheit gehabt bei einem sehr energischen, gegen die Anstifter der neulichen Unruhen gerichteten Artikel im Journal des débats, den ich Dir in Abschrift beilege. Man schrieb denselben, wiewohl irrig, Villemain zu. Dieser Mann, welcher seine schnelle Erhebung vom einfachen Schulmanne zu den höchsten Würden im Staate hauptsächlich seiner Lobschrift auf Montesquieu verdankt, einer Schrift,

welche seinen Ruhm in kurzer Zeit durch ganz Frankreich trug, von welcher, wie man mir erzählt, selbst die frivolsten Frauen ganze Stellen, als Muster klassischer Beredtsamkeit, auswendig zu recitiren wußten, ist persönlich ein Beweis, wie sehr Wohlredenheit in Frankreich ein sicheres Mittel ist, sich auszuzeichnen, und wie ein auf diesem Wege erworbenes Verdienst seinen Lohn findet, ohne alle Rücksicht auf Stand und Geburt.

Und diese allgemein anerkannte Nothwendigkeit, sich in der Muttersprache mündlich und schriftlich gut ausdrücken zu können, und die unbestrittne Nützlichkeit des Erlernens der alten Sprachen zu diesem Zwecke ist es hauptsächlich, welche den letzteren fortwährend die wichtigste Stelle im öffentlichen Schulunterrichte sichert. Ja, ich habe sogar ernstlich behaupten hören, der Unterricht im Latein dürfe schon deßwegen in den Schulen nicht aufhören, weil man ohne Kenntniß desselben nicht leicht zu einer richtigen Orthographie im Französischen gelange. — Wie sich der französische Patriotismus zu dem Lernen des Lateins in Verhältniß

setzt, zeigte jene Mutter, welche zu ihrem Sohne, dem das Latein nicht in den Kopf wollte, diese Worte sprach: Mon fils, il faut apprendre le latin, car ce sont les Romains, qui ont parlé cette langue, et les Romains étoient presque François. — Vraiment, Maman, antwortete der Sohn, il faut apprendre le latin. — Ohne solche theils auf Wahrheit, theils auf Träume sich stützende Beziehungen auf die Nationalität würde wohl überhaupt das Verbleiben der Schuleinrichtungen in ihrer alten Form kaum möglich gewesen seyn. Das System des öffentlichen Unterrichts legt den Eltern einen Zwang auf, der anderwärts nicht ohne großes Widerstreben würde geduldet werden; in der Feststellung der Unterrichtsgegenstände, in der Behandlung derselben, in der Disciplin behaupten die colléges eine Strenge nach alter Art, welche ohngeachtet der mancherlei einzelnen Angriffe auf das „tyrannische System der Universität", an denen es keineswegs fehlt, sich immer noch in ihrem Rechte behauptet. Daneben machen sich allerdings von Zeit zu Zeit einzelne pädagogische Experimente laut, und

werden, wie die Thorheiten des Wundermannes Jacotot, in Schriften, Journalen und Vorlesungen angepriesen, aber sie finden nur in beschränkteren Kreisen Theilnahme, und gehen vorüber, während jenes alte System den immer siegenden Vortheil einer vom Staate und der allgemeinen Meinung anerkannten Legitimität genießt. — Eine uns Deutschen schmeichelhafte Neuerung im französischen Schulwesen ist, daß für die obern Klassen der Collèges Lehrer der deutschen Sprache angestellt sind. Auch steht die pädagogische Kunst der Deutschen bei den Franzosen sehr in Ehren, und es gibt viele Familien, welche für ihre Söhne keinen andern Hofmeister wollen, als einen deutschen; daher man denn auch hie und da junge Franzosen so gut deutsch sprechen hört, daß, wenn nicht syntaktische Fehler unterliefen, die Aussprache sie kaum verrathen würde. Ueberhaupt ist die Achtung gegen die Leistungen des deutschen Geistes in stetem Wachsen. Der deutsche Fleiß in den dunklern oder trocknern wissenschaftlichen Regionen war immer schon anerkannt, wenn gleich mit einer Art von Mitleid.

Aber selbst in denjenigen Gebieten der Literatur und Kunst, in welchen sich französischer Nationalstolz sonst am hartnäckigsten gegen die Anerkennung deutscher Verdienste sträubte, gewinnt der deutsche Name einen immer größern und ehrenvolleren Raum. Als vor einigen Jahren, so erzählt man mir, in einem Concerte des Conservatoire zum erstenmale eine Symphonie von Beethoven aufgeführt wurde, blieb der Saal leer, weil die Meisten sich vor der Ungenießbarkeit des mystischen Barbaren fürchteten; aber auf die Anwesenden machte jene Musik eine unbeschreibliche Wirkung; als sie bald darauf zum zweitenmale gegeben wurde, war der Saal voll, die Wirkung gleich groß. Beim drittenmale war der Zudrang so stark, daß der Saal die Herbeiströmenden nicht fassen konnte. Noch außerordentlicher war der Erfolg von Beethoven's Fidelio. Nie hat eine Musik in Paris eine ähnliche Begeisterung geweckt.

Im Zusammenhange mit diesen Erscheinungen steht ohne Zweifel, daß die romantische Schule in Frankreich immer mehr Boden gewinnt.

Beilage.

Paris, 19 Octobre.

Il faut parler nettement et froidement. Les placards sanguinaires, les petites listes de délation, les attroupemens et les cris, ne changent ni les choses ni les principes.

Il ne s'agit plus aujourd'hui du maintien ou de l'abolition de la peine de mort; il ne s'agit plus de savoir ce que nous choisirons entre ces deux choses:

Tuer M. de Polignac, ou tuer à tout jamais la peine de mort;

Faire monter un homme sur l'échafaud, ou marquer les lois pénales du plus beau signe de la civilisation, l'humanité;

Pratiquer la justice sévère du talion, telle que nous l'a léguée la Bible et le moyen âge, ou cette justice équitable et généreuse que nous ont enseignée Voltaire et Beccaria.

Il ne s'agit plus de tout cela: ce sont là des questions de l'autre semaine.

Il s'agit de savoir si la Chambre des Pairs jugera librement, ou si elle jugera sous les menaces et les cris de mort. Or, sachons-le bien, si la terreur dicte l'arrêt, si la conscience des juges cède à l'odieuse nécessité de l'effroi, l'histoire cassera l'arrêt, quel que soit le crime des accusés, ne laissant subsister, à la honte de notre pays, que l'infamie d'avoir fait peur à la justice.

Quelle liberté, je le demande, y a-t-il aujourd'hui, quand les placards écrivent d'avance l'arrêt qu'on veut faire rendre, et l'écrivent avec l'alternative laissée de tuer ou d'être tué? Est-ce là un tribunal indépendant? Est-ce là une justice? Non! Je vois des criminels à punir, mais je ne vois point de juges. La violence les dépouille de ce titre; ils n'ont plus ni caractère ni droit pour juger, car juger, c'est être libre. Rendez-leur la liberté, et ils vous rendront la justice. En matière criminelle, quiconque obéit est huissier, geolier ou bourreau: il n'est point juge.

Ou je me trompe, ou il y a ici quelques coupables menées. Les agitateurs veulent prendre leur revanche, et leur rancune poursuit implacablement l'ordre public. Autrement, comment expliquer ce qui se passe. La Cour des Pairs n'est point encore assemblée, la peine de mort n'est pas abolie; le projet même d'abolition ne sera présentée que dans un temps éloigné; les accusés sont à Vincennes; tout est donc encore dans le même état qu'il y a un mois; les juges, les accusés et la peine elle-même; et cependant les émeutes sont commencées, le peuple est travaillé! Que veut-on? Où va-t-on? Aurons nous pendant tout un long mois, jusqu'au jour du procès, des placards le matin et des séditions le soir? Non, cela est impossible: on ne tient point un peuple en désordre pendant un mois; un mois d'émeutes est impossible.

Si donc l'émeute commence dès aujourd'hui, un mois au moins avant le jugement, il y a un but, et un but prochain qu'on veut atteindre.

Ce but, quel est-il? Il ne faut point ici de pruderie de paroles: c'est du sang qu'on veut. Or, comme la justice régulière, voulût-elle verser ce sang, n'est point encore en état de le faire, c'est au peuple qu'on demande d'abréger l'instruction et le procès; c'est au peuple qu'on conseille de verser le sang des quatre prisonniers; c'est au peuple du 29 juillet qu'on propose de faire un deux septembre! Autrefois au moins, entre la prise de la Bastille et le deux septembre, il y eut trois ans d'intervalle, trois ans pendant lesquels on corrompit le peuple et on discrédita Barnave et M. de Lafayette. Mais un 2 septembre, trois mois après le 29 juillet, c'est en vérité trop présumer de la précocité du mal.

Un deux septembre contre quatre hommes, voilà de quoi il s'agit. Or, que les timides ne croient pas se tirer d'affaires en disant qu'après tout, ce n'est que quatre hommes, et quatre hommes coupables. Ces quatre hommes vivent à l'abri de la loi même qui doit les punir; ils sont sous la pro-

tection de la justice qui les réclame; ils sont sous l'inviolable égide de leur peine future: les cheveux de leurs têtes sont aussi sacrés que les paroles de la loi; les tuer, c'est tuer la justice et la loi. Qu'on ne crie donc point, le sang qui coulerait est-il donc si pur! Oui, le sang qui coulerait serait pur, car ce serait, si j'ose le dire, le sang de la loi, et celui-là est toujours pur et précieux, et quiconque le verse, frappe sa patrie au coeur. Ainsi donc tuer les ministres, ou aller, la violence à la main, préscire leur arrêt à la Chambre des Pairs, c'est tuer la justice et la loi; c'est tuer le gouvernement, et installer l'anarchie.

Que gagnera le peuple à cette installation? Cela lui donnera-t-il du travail et du pain? Cela fera-t-il rouvrir les ateliers? Cela empêchera-t-il les faillites? Je plains le pouvoir qui naîtra d'une pareille crise. Je le plains; car il sera monté par de sanglans dégrés; je le plains; car il sera impuissant à gouverner, même par le crime et le massacre. L'exemple du comité de sa-

lut public est impossible à suivre. Il n'y a plus ni biens du clergé, ni biens de l'émigration pour remplir le Trésor public. Notre première révolution à tout pris. On peut bien encore guillotiner; mais on ne peut plus guère battre monnaie avantageusement sur la place de Grêve. La propriété est d'une part trop divisée; de l'autre, nos richesses sont en grande partie des richesses industrielles et commerciales. Or cent mille francs en terre peuvent se prendre encore, je l'avoue; mais cent mille francs en manufactures, en canaux, en chemins de fer, cela se détruit, mais ne se prend pas. Que fera donc le pouvoir nouveau face à face avec le sang répandu, avec l'émeute en permanence, le Trésor public vide, l'impôt refusé (car l'impôt se refuse au pouvoir populaire comme au pouvoir royal, quand il fait, comme lui, des coups d'Etat), les ateliers fermés et les ouvriers sans pain?

Il en est temps encore; arrêtons-nous avant d'avoir violé la loi. La robe de notre révolution est encore pure, ne la salissons

pas. Une fois que, selon les paroles de l'Ecriture, le sang aura touché le sang, c'en sera fait de nous. Point de vin! criait le peuple au 29 juillet, cela nous porterait à la tête! Point de sang surtout! Point de sang! Cela enivre bien autrement! Songez au passé; pendant trois ans la démocratie s'est repue d'émeutes et de massacres; pendant trois ans, elle a léché le sang de la guillotine, et un jour il ne lui a pas moins fallu plier sous la botte d'un soldat, et cuver dans l'esclavage toutes les orgies de la liberté. Demandez à vos vieillards comment ont survécu et comment sont morts les septembriseurs?

Il y a des traditions populaires de ce genre dans plus d'un quartier de Paris: consultons-les afin de ne point les renouveler, et songeons à nos pères qui furent malheureux pour avoir été coupables.

Zweiundzwanzigster Brief.

Den 31sten October.

Gestern sah ich eine Preisevertheilung des Instistut de France, und zwar der Académie royale des beaux-arts. Der Eintritt wird nur gegen Einlaßkarten verstattet, die in bestimmter Anzahl vertheilt werden. Ich begab mich geraume Zeit vor Anfang der Feierlichkeit in das Palais des arts, fand aber doch in derjenigen Seitenkapelle, wo mein Billet mir den Platz anwies, schon so viele Menschen, daß ich nur allmählig und mit Mühe einen Standpunct, von dem aus ich Alles bequem übersah, gewinnen konnte. Die Ordnung der Feierlichkeit, bei welcher Mr. Le Bas die Stelle des abwesenden Quatremère de Quincy, beständigen Secretairs der Academie der schönen Künste, vertrat, war folgende: 1) Aufführung der Cantate, welche den zweiten ersten großen Preis in musikalischer Composition (le second pre-

mier grand prix de composition musicale) erhalten hatte, componirt von Alex. Montfort, Schüler der Herren Berton und Boieldieu; 2) Bericht, erstattet von Mr. Le Bas über die Arbeiten der königlichen Pensionnaire in der Académie de France zu Rom; 3) Aufführung der Scene, welcher der erste große Preis in musikalischer Composition zuerkannt war, componirt von Hector Berlioz, Schüler der Herren Lesueur und Reicha; 4) Vertheilung der großen Preise in Malerei, Sculptur, Baukunst, Kupferstecherkunst und musikalischer Composition; 5) Aufführung einer Scene aus der italienischen Oper Maria di Brabante, aufgeführt im Februar d. J. zu Venedig, componirt von Guillion, königlichem Pensionnaire zu Rom, Schüler der Herren Berton und Fetis.

Von den aufgeführten Cantaten gefiel mir die von Montfort componirte besser, als die von Berlioz, ohngeachtet dieser der Preis vor jener war zuerkannt worden. Die letztere schien mir entstellt durch das Haschen nach neuen, aber zum Theil sonderbaren und unschönen Effectmitteln, überdieß ging die Aufführung

nicht überall präcis zusammen; die erstere war reicher an schöner, fließender Melodie. Der Text der Cantate: Sardanapal, ist für musikalische Composition glücklich gearbeitet. Sonderbar, daß er an einzelnen Stellen wie eine Prophezeiung der Dinge lautet, die in Paris geschehen sollten, namentlich folgendes Recitativ, in welchem Sardanapal mitten in den Freuden eines wollüstigen Festes zu einem herankommenden Boten spricht:

Mais quel messager téméraire
A-t-on laissé pénétrer en ces lieux?
M'apportes-tu les dons de quelque tributaire?
Approche . . . Que veux-tu? Quel orgueil dans tes yeux!
Un billet . . . et de qui? C'est d'Arbacès, grands dieux! . . .

(Il lit.)

„On te laisse ignorer sans doute
„Que ton peuple indigné s'est partout soulevé:
„Ton armée est dissoute,
„Ton trône chancelant et ton règne achevé.

„Tu pourras vivre libre; écoute:
Tu dis: Jouir est tout et le reste n'est rien.

„La volupté te reste, on te laisse ce bien,
„Le seul que tu voulus devoir à la couronne
„Quitte un sceptre qui t'abandonne . . .

Man hat daher nöthig gefunden, im Programm die ausdrückliche Bemerkung beizufügen: Cette Cantate a été remise à l'Académie royale des Beaux-Arts le samedi 17. juillet 1830, dix jours avant les événements.

Die mit Preisen beehrten jungen Künstler empfingen zugleich die Huldigungen des Publikums; es wurde Jedem Beifall zugeklatscht, erstlich, wenn er den Preis in Empfang nahm, sodann, wenn er seinen Lehrer umarmte, endlich, wenn er, im Falle sie anwesend waren, auch seine Eltern in die Arme schloß und küßte. So machen die Franzosen Alles zum Schauspiel, auch die Gefühle der Pietät. So viel ist indessen gewiß, daß solche Schauspiele bei ihnen nicht bloß steife, langweilige, todte Formen sind, daß sie in Alles ein Leben und eine Bewegung zu bringen wissen, welche die Theilnahme der Zuschauer wirklich in Anspruch nimmt. Liegt auch in der theatralischen Aus-

stellung der zartesten Verhältnisse und Empfindungen etwas Widerliches, so hat doch andererseits dieses öffentliche Anerkenntniß, daß Dankbarkeit gegen Eltern und Lehrer geübt werden müsse, auch wieder etwas Edles. Das Publikum ist in solchen Fällen mit ganzer Seele bei der Sache und von dem Gegenstande der Feier ergriffen und emporgehoben. — Vor einiger Zeit wurde bei einer solchen Preisevertheilung die Mutter eines mit einem Preise belohnten jungen Künstlers vor Freude über die Ehre ihres Sohnes krank; sogleich beeiferten sich die anwesenden Damen, auch die vornehmsten, ihr beizuspringen und zu helfen, und die Feierlichkeit mußte so lange stille stehen, bis der Kranken alle erforderliche Fürsorge erwiesen war. —

Das Publikum hält aber auch bei solchen Gelegenheiten auf sein Recht, gewissermaßen als Hauptperson zu gelten; die Anordner der Feierlichkeit dürfen nicht vergessen, daß dieselbe nicht um ihrer selbst, sondern um des Publikums willen angestellt worden. Vor einigen Jahren hielt bei einer solchen Preisevertheilung Qu. eine Rede, welche dem Publikum nicht in-

teressant genug vorkam, und es entstand, um das Abbrechen derselben zu erzwingen, lautes Scharren und Pochen. Man ließ dagegen die Wache eintreten, um die Ruhe mit Gewalt wieder herzustellen. Allein nun wurde der Tumult so allgemein, und das Geschrei: „Nieder mit den Bajonetten!“ so drohend, daß die Soldaten abziehen mußten, und die Feierlichkeit erst nach einer mit dem Publikum abgeschlossenen Kapitulation fortgesetzt werden konnte.

Vor einigen Tagen besuchte ich das Pantheon. Es hat gleich nach der Juli-Revolution wieder aufgehört, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß Kirche der heil. Genovefa zu seyn, und ist nun wieder ein Tempel, dem Andenken und der Verherrlichung großer, um das Vaterland wohl verdienter Männer gewidmet, wie die bereits wieder hergestellte Inschrift über dem Portale besagt. Die unterirdischen Gewölbe, sowohl die kleinern Abtheilungen, in welchen die Leichname vieler bekannter Männer besonders aus der Kaiserzeit beigesetzt sind, als den großen, gewissermaßen freien Platz mit den Sarkophagen Voltaires und Rousseau's,

fand ich, wie sie aus Beschreibungen bekannt sind. Der Erste aber, welchem in neuester Zeit die Ehre eines geweihten Andenkens im Pantheon zu Theil geworden, ist der Marschall Ney. Seine Büste ist in der Mitte des obern großen Raumes der Kirche aufgestellt, mit einem hölzernen Gitter umgeben, innerhalb dessen der Fußboden mit einer großen Menge von Kränzen bedeckt ist.

Dreiundzwanzigster Brief.

Den 4ten November.

— — An den Abenden suche ich meine Erholung meistens in einem der vielen Theater, und ich habe nun die verschiedenen Arten der hiesigen dramatischen Vorstellungen nach und nach kennen gelernt. In den kleinen Theatern werden Lustspiele und Possen meistens sehr gut, und höchst ergötzlich gegeben. Hier sieht man häufig die leichte Lebhaftigkeit des französischen Charakters, jene sorglose, immer scherzende Be-

weglichkeit, das muntere, rege Treiben in den mittleren und untern Ständen auf das vollendetste wiedergegeben. Damit verbindet sich stets ein präcises Zusammengreifen des Spiels, und, sind auch die Schauspieler nicht alle vorzüglich, so ist doch nicht leicht einer schlecht, so daß er seine Rolle verdürbe und den Effect des Ganzen ärgerlich störte. Man sagt, die Regierung benütze zuweilen diese kleinern Theater, um von der Bühne herab dem Volke Belehrungen zu geben, wobei sie sich allerdings bei dem jetzigen Stand der Dinge mehr Eindruck und Verbreitung mag versprechen dürfen, als wenn dieß von den Kanzeln aus geschähe. Zu diesen didaktischen Stücken gehört wohl auch la Coalition des ouvriers, welche auf dem Theater des Variétés gegeben wird, den Arbeitern zur Lehre, daß bei ihren Verschwörungen gegen Maschinen u. dgl. nichts Kluges herauskommt, und jeder besser thut, das Seinige zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung beizutragen. Die Klasse der Pariser Arbeiter wird hier auf das lebendigste und treuste dargestellt. Uebrigens wird, um diese Vorstellungen ganz und in allen ihren Einzelnheiten

zu verstehen, bei der Schnelligkeit des Spiels und des Sprechens, bei der Menge localer und temporeller Anspielungen, bei dem häufig aus der Mitte des eigentlichen Volkslebens herausgegriffenen Ton und Ausdruck, viele Uebung und eine lange Gewohnheit erfordert. Etwas Aergerliches sind für den, welcher unter Musik Musik zu verstehen pflegt, die Vaudevilles; denn diese Lieder werden meistens auf sehr unmusikalische Weise vorgetragen. Die Melodieen sind entlehnt, entweder von Volksliedern, oder aus beliebten Opern, und kehrt daher in verschiedenen Stücken oft eine und dieselbe wieder. Die Schauspieler, so gut sie auch als solche sind, können doch zum großen Theile nicht singen; sie wollen das aber auch nicht. Ihr Vortrag ist mehr lebhafte Recitation, die sich der Melodie nur ohngefähr anpaßt, bisweilen nur in den melodischen Schlußfällen sich zu einiger Folgsamkeit gegen den Componisten des Liedes entschließt, dem begleitenden Orchester aber im rücksichtslosen Eifer oft um mehrere Takttheile voraneilt, so daß dieses alle Mühe hat, in beflügeltem Laufe

nachzukommen. Besser und treuer, als die Männer, singen in der Regel die Damen, doch hört man auch von ihnen selten etwas durch Stimme oder Vortrag Erträgliches.

Im théatre français ist es vor Allen die Mars, deren unvergleichliches Spiel, so oft sie auftritt, einen herrlichen Genuß bereitet. Es ist in der That etwas im höchsten Grade Bewundernswürdiges, wie sie, eine hohe Fünfzigerin, jugendliche Rollen gibt, so daß ihre Kunst jede Kunst verbirgt, und man nur die reinste, aber edelste, gebildetste Natur in reizender Anmuth und Lieblichkeit vor sich sieht. Sie darf sich aber auch nur auf der Bühne blicken lassen, so wird sie mit dem rauschendsten Beifalle begrüßt, und wenn sie spricht, so lauscht Alles, um keinen ihrer wohlklingenden Töne zu verlieren. In einem Stücke le Manteau von Andrieux, wo die Errichtung eines Liebhabertheaters besprochen und vorläufige Vertheilung der Rollen ausgemacht wird, hat eine Mitspielende ihr zu sagen: Oh! vous, vous choisirez; les rôles que vous faites, sont toujours les meilleurs, grâce à votre talent.

Das Publikum kann sich kaum genug thun, um durch Rufen und Klatschen zu bezeugen, wie sehr es die Wahrheit dieser Worte, in ihrer Anwendung auf die gefeierte Künstlerin anerkenne.

Im Odeon sah ich die berühmte tragische Schauspielerin George. Sie gab die Agrippina in Une fête de Néron von Soumet und Belmontet. Um ihr Verdienst gerecht zu würdigen, ist mir das Mißbehagen hinderlich, welches mir die tragische Repräsentation der Franzosen überhaupt verursacht, und welche mir an den Frauen noch weit unangenehmer ist, als an den Männern. Diese übermäßig affectvolle Declamation im raschesten Wechsel greller Contraste, bald laut schreiend, bald leise flüsternd, bald in den hohen Regionen der Stimme, bald in den tiefsten Tönen, bald gedämpft mit zusammengepreßten Organen, bald im Sturme daher brausend, läßt es in mir zu keinem innigen Wohlgefallen, zu keiner gefühlten Theilnahme an der Darstellung kommen. Mit dieser Declamation harmonirt das ganze Spiel, das, wenn der Dichter eine Leidenschaft zum

Ausbruche geführt hat, den Ausdruck derselben zu einer unbeschreiblichen Heftigkeit treibt, und nur durch wahrhaft große Künstler vor widerlicher Verzerrung bewahrt werden kann. Als eine solche Künstlerin aber ist die George anerkannt, und was in dieser Sphäre tragischer Darstellung gefordert werden kann, leistet sie mit einer Staunen erregenden Kraft und Besonnenheit. Im Allgemeinen muß den hiesigen Schauspielern der Tragödie das große Lob eines sorgfältigen und bis ins Kleinste dringenden Studiums ertheilt werden; man sieht, daß hier nichts dem zufälligen Drang des Augenblicks überlassen bleibt, daß Alles vorbereitet ist, jeder Ton, jeder Schritt, jede Bewegung, — wodurch denn möglich wird, daß das Spiel des Einzelnen, wie das Zusammenspielen Mehrerer oft wie eine kunstgerechte Folge schöner plastischer Momente und Gestalten erscheint.

Neulich hatten sich mit den Schauspielern des théatre français die Sänger der großen Oper vereinigt zu einer Benefizvorstellung für die Wittwe eines Schauspielers. Das eine der Stücke, welche gegeben wurden, war bloß dar-

auf berechnet, den Komiker Montrose in seiner Stärke zu zeigen, der da in verschiedenen Gestalten erschien, als Fechtmeister, als Tanzmeister, als italiänischer Sprachmeister u. s. w. Die vis comica dieses Mannes entschädigte für die gänzliche Werthlosigkeit des Stücks. Die Operisten gaben den Kalifen von Bagdad, in welcher Oper ich zum ersten Mal den Tenoristen A. Nourrit hörte. Sein Verdienst ist bekannt. Doch ist er noch kränklich, vielleicht auch über seine Blüthezeit schon hinaus. Im théatre français wird ohne Souffleur gespielt. Eine Nebenperson in der Oper verlor daher den Text; sogleich ertönte der strafende Ruf aus dem Parterre, wofür denn der Mann bezahlt werde? — Am Schlusse verlangte das Publikum, Nourrit solle die Parisienne singen. Statt seiner trat ein Anderer vor, und entschuldigte ihn mit Uebelbefinden. Darauf der Lärm noch weit größer als zuvor. Vergebens parlamentirte ein Polizeibeamter von einer Gallerie herab, man habe kein Recht, auf den Vortrag der Parisienne zu dringen, weil sie im Programm nicht angekündigt sey, er selbst habe sich von

dem Uebelbefinden des Herrn Nourrit überzeugt, welcher das Publikum um die Gnade bitte, ihn zu verschonen; — half Alles nichts, der Tumult wuchs immer mehr, bis Herr Nourrit sich bequemte, den Vorhang aufziehen zu lassen, vorzutreten, und seinen unterthänigen Bückling zu machen. Dann ging Alles vergnügt und befriedigt nach Hause.

Die nunmehr auch eröffnete italiänische Oper gibt einmal nach dem andernmale L'ultimo giorno di Pompei von Pacini. Wir sahen diese Oper, weil im überfüllten Parterre kein Platz mehr zu haben war, von der höchsten Höhe des Hauses herab. Aber welch ein leeres, kraft- und saftloses Geklingel ist die Musik dieser, — si Diis placet — berühmten Oper! Da kann auch der Gesang einer Meric-Lalande nichts wirken. Hört man solch ein Werk eines doch auch namhaften neuern Italiäners, so begreift man leicht, wie Rossini zu der Autorität des ersten Klassikers gelangen konnte. — Einen desto größeren Genuß gab neulich Cimarosa's matrimonio secreto, ein Werk voll ächter Musik, um so bewundernswürdiger, je weniger in

dem Inhalte der Oper Begünstigendes für die musikalische Composition liegt, — bloß häusliche Scenen im Innern der Familie, ohne große Abwechslung und poetische Erhebung. La Blache debütirte mit großem Beifall, das übrige Personale war meines Bedünkens theils mittelmäßig, theils schlecht, Letzteres gilt insbesondere von den Damen. Hätte ich nur das Vergnügen, diese Oper zu hören, nicht auch wieder mit so viel Unbequemlichkeit bezahlen müssen! Nach einem stundenlangen Harren fand ich das Parterre, als ich endlich zum Einlasse kam, doch schon so gefüllt, daß ich kaum noch ein schmales Plätzchen auf einer Bank ausmitteln konnte. Allein hinter mir kamen derer, die da sehen und hören wollten, noch gar Viele, und drängten jämmerlich. Einem gelang es, ich weiß nicht wie, seine Füße zwischen mich und meinen dicken Nachbar von hinten herein zu schieben, und so wie er auf der Bank stand, ließ er sich mit ganzer Schwere zwischen uns niedersinken, so daß er als ein kräftiger Keil allerdings uns zwang, nach beiden Seiten allmählig nachzugeben, so weit es noch gehen

wollte, aber mit wie gepreßtem Herzen ich nun den ganzen Abend da saß, das werd' ich nie vergessen. — Im Zwischenacte dieser häuslichen Oper trat ein kleines politisches Intermezzo ein. Es war an diesem Tage (2. Nov.) das neue Ministerium Laffitte gebildet worden, und der Herausgeber eines Journals hatte die Aufmerksamkeit für das Publikum, das Verzeichniß der nunmehrigen Mitglieder des Ministerrathes auf einem besondern Blatte drucken und in den Theatern austheilen zu lassen. Eine solche Veränderung war lange erwartet, und von Vielen heftig verlangt; doch wird die Art, wie sie nun ist vorgenommen worden, auch nicht lange ohne Widerspruch und Tadel bleiben. Einer meiner Nachbarn im Theater, nachdem er jenes Blatt überlaufen hatte, rief aus: Das verlohnte nicht der Mühe!

Am öftesten gehe ich in die komische Oper, nicht etwa, wegen besonderer Trefflichkeit der dortigen Aufführungen; im Gegentheil wechselt auf diesem Theater Gutes mit minder Gutem und Unbedeutendem sehr stark, und man hat

hier oft Gelegenheit, an dem sonst strengen Pariser Publikum doch auch eine gewisse Genügsamkeit und gutmüthige Nachsicht kennen zu lernen; es ist bisweilen, als wäre das Beifallspenden an gewissen Stellen der Stücke und an gewisse Personen zur festen Regel geworden, die auch im Falle minderen Gelingens doch beobachtet wird. — Indessen besuche ich dieses Theater doch gerne aus mehrern Gründen. Erstlich gibt es mir Musik zu hören, und zieht mich dadurch mehr, als die großen und kleinen Trauer- und Lustspiel-Theater. Sodann gewährt es mehr Abwechslung, als die große Oper, in welcher seit meinem Hierseyn keine Oper gegeben wurde, als Tell, Graf Ory, die Stumme, Einmal Moses und in neuester Zeit Auber's jüngste Oper der Gott und die Bayadere. Ferner liegt es unter allen Theatern meiner Wohnung am nächsten, wird nicht leicht voll, so daß ich eine Viertelstunde vor dem Anfange noch den bequemsten Platz finde, und ist wohlfeil, indem es nur 2½ Fr. kostet, während in der großen Oper 3 Fr. 60 Cent. bezahlt werden müssen. — Welch eine Summe der erheb-

lichsten Vortheile! — Ich habe in diesem Theater schon viele, zum Theile recht interessante, kleinere und größere Operetten gehört. Am meisten florirt Auber, dessen kleinere Opern seit meinem Hierseyn fast alle schon zur Aufführung gekommen sind. Auch seinen Fra Diavolo habe ich ein paar Male gesehen und gehört, eine leichte, frische Musik, der es auch, besonders an manchen einzelnen Stellen, nicht an lebendiger Charakteristik fehlt. Z. B. die Rolle des Engländers ist in der That mit komischer Kraft ausgestattet. Aber auch hier zeigt sich, daß Auber bereits in einer gewissen Manier festgebannt sitzt, und keineswegs zu den musikalischen Genie's erster Größe gerechnet werden darf. Unter vielen wirklich angenehmen und glücklich erfundenen Melodieen kommen auch hier so manche seltsame Verrückung und Verschiebung, jenes eintönige Plappern der Chöre, unschöne Willkührlichkeiten in Folge der Töne und Harmonieen zum Vorschein. — Auch dünkt mich, als träten in den Melodieen dieser Oper gar manche alte Bekannte aus frühern Werken desselben Meisters wieder herzu. Die Handlung

des Stückes bewegt sich auf eine ziemlich unterhaltende Weise. Aber wenn Zerline sich vor den Augen der Zuschauer entkleidet, ihr Abendgebet singt, und dann zu Bette steigt, so ist das, wenn gleich Alles von der Prevost sehr anständig und graziös ausgeführt wird, doch ein trauriger Beweis, wie weit sich die theatralische Dichtkunst aus ihrer rechtmäßigen Sphäre verirrt hat, und wie viel einem Publikum von der Bühne herab geboten werden darf. Auch in musikalischer Beziehung scheint mir jenes Gebet eine der schwächsten Partieen der Oper. Der Fra Diavolo selbst ist im Ganzen eine sehr unbedeutende Figur, und da er einmal Räuber ist und seyn muß, so hätte der Dichter ihm doch eine kräftigere Natur geben sollen; aber durch das ganze Stück hindurch gelingt ihm nichts, was ihn einigermaßen interessant machte, und am Ende wird er abgefangen, ohne daß man sich entweder besonders darüber freuen oder ihn bedauern könnte. Der Beifall, welcher jedesmal im Augenblicke seiner Ergreifung losbricht, gilt daher wahrscheinlich nur der Klugheit der Leute, die ihm die Falle

bereiten, und dann so unversehens herbeispringen und ihn packen. —

Wenn ich so in der französischen Oper sitze, so gefällt mir die Anerkennung, welche die Franzosen den auf ihrem eigenen Grund und Boden erwachsenen Werken schenken, und ich gönne ihnen ihre Freude daran. Aber zugleich fällt es mir schwer auf das Herz, daß wir Deutsche diese uns fremden Erzeugnisse so überwiegend bei uns herrschen lassen, und die ohne Vergleich tiefern und reicheren Werke unserer eigenen Kunst so undankbar in den Hintergrund stellen, ja zum Theil ganz und gar nicht beachten. Es läßt sich wohl nicht berechnen, welch einen großen Verlust unser Nationalgefühl bei diesem begierigen, unersättlichen Horchen nach ausländischen Tönen und Weisen erleiden muß!

Vierundzwanzigster Brief.

Den 7ten November.

— — Es ist nicht zu verkennen, daß diejenige Bildung, welche durch den Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes bedingt und befördert wird, in Frankreich in einem Grade und in einer Verbreitung vorhanden ist, wovon man bei uns keinen Begriff hat. Außer der mündlichen und öffentlichen Verhandlung fast aller das bürgerliche Leben berührenden Gegenstände trägt hiezu besonders viel bei das in allen Ständen zum Bedürfniß gewordene Lesen der Zeitungen. Die Plätze, wo Zeitungen zum Lesen, das Blatt für zwei Sous vermiethet werden, z. B. der Garten des Palais royal, der Garten der Tuilerien, dann die einzelnen Cabinets de lecture sind beständig mit Lesern besetzt; daß die nobleren Kaffeehäuser weit mehr zur Lectüre neben dem

Kaffeetrinken, als zur Conversation bestimmt sind, habe ich Dir schon geschrieben. Ja man sieht zuweilen Kutscher, während sie vor der Thüre eines Hauses auf ihre Herrschaft warten, auf dem Kutschbocke in das Lesen irgend eines kolossalen Zeitungsblattes vertieft. —

Da diese Journale alle gut geschrieben sind, — ein schlecht geschriebenes würde sich nicht halten können, — so begreift sich leicht, was für eine Masse von Gedanken und Ansichten durch sie in Umlauf kommen, und welch einen bildenden Einfluß sie auf die Form alles Denkens, Sprechens, des ganzen geistigen Lebens ausüben müssen. Da nun jedes dieser Journale einer bestimmten politischen Partei auf das entschiedenste angehört, so begegnet es mit seinen Meinungen, Nachrichten und Raisonnements immer den gleichen Ansichten derer, die es zu ihrer Lectüre wählen, bildet und steigert dieselben immer höher, und facht das Feuer parteiischer Begeisterung immer heller an. Daher denn auch den gegenwärtigen Parisern sich Alles im politischen Interesse concentrirt, Alles in dem Ruhme der wieder gewonnenen Frei-

heit und Volksrechte und in dem Streben, dieselben zu erhalten und zu befestigen.

Aber so sehr auch die zahlreichen Journale dazu dienen, die öffentliche Meinung täglich zu bearbeiten, so begnügen sich doch die Leute, welche sich „an die Spitze irgend einer Bewegung stellen," oder vielleicht auch nur zur Erreichung irgend eines Privatzweckes gewisse Dinge in Umlauf bringen wollen, damit nicht, sie gebrauchen hiezu noch gar manche andere Mittel. Sie lassen z. B. einen Extrait du Moniteur drucken; aber dieser Auszug, vielleicht ein ganz gleichgültiger Zeitungsartikel, füllt nur einen kleinen Theil des Bogens; den ganzen Rest nimmt ein Originalaufsatz ein, in welchem das abgehandelt wird, um was es eigentlich zu thun ist. Diesen Bogen bieten nun zahllose crieurs in den Straßen feil, und damit, wenn sich auch keine Käufer finden, doch alle Welt erfährt, was man ihr zu wissen thun will, so schreien diese Leute unermüdlich den ganzen Inhalt des Druckbogens aus. Auf solchem Wege werden bisweilen die beunruhigendsten Gerüchte, über nahen Ausbruch des Kriegs,

über das Erscheinen Preußischer Truppen an den Gränzen u. dgl. ausgestreut, so daß die Regierung sich vor Kurzem genöthigt sah, solche Verbreiter lügenhafter Nachrichten zusammenfangen und einstecken zu lassen; eine Maßregel, die nur für den allernächsten Augenblick zu helfen vermag, denn an der Stelle der heute Eingesetzten ergießen sich morgen desto zahlreichere Schwärme durch die Straßen. —

Wie mächtig die Gewalt der so vielfach bearbeiteten öffentlichen Meinung in Paris ist, lehrt jeder Moment in der Geschichte der neuesten Ereignisse. Aber auch früher, und unter minder günstigen Umständen ließ dieselbe sich nicht hindern, in einzelnen Fällen laut hervorzubrechen. Dieß zeigte sich unter Anderm bei der Anwesenheit des Königs von Neapel. Man war gerade damals zu Paris in der heftigsten Entrüstung darüber, daß die Neapolitanische Regierung den politischer Vergehen angeschuldigten Gallotti, der sich auf französischen Grund und Boden nach Korsika geflüchtet hatte, von dort wieder in ihre Gefängnisse hatte hinwegführen lassen. Diese Entrüstung soll Ursache

des Vorfalls gewesen seyn, welcher das Fest im Palais royal so gefährlich störte. Es war nämlich den königlichen Gästen zu Ehren eine Illumination des Palais royal und des Gartens veranstaltet worden, so prächtig, daß selbst die Pariser gestanden, nichts Glänzenderes und Prachtvolleres in dieser Art gesehen zu haben. Als nun der König von Neapel mit der französischen königlichen Familie auf der Gallerie erschien, so wurden in einem Augenblicke in der Nähe derselben die Rohrstühle aus dem Garten, und was sonst Brennbares aufgefunden wurde, auf einen großen Scheiterhaufen zusammengeworfen und unter lautem Pfeifen und Schreien angezündet. — Eben so, als die Könige im Theater erschienen, erhob man sich im Parterre, pfiff und schrie Gallotti! — Ich konnte diese Dinge nicht auf die erste Erzählung glauben, ich fragte daher weiter nach bei glaubwürdigen Personen, und fand überall Bestätigung. —

Fünfundzwanzigster Brief.

Den 10ten November.

— — Ich wohnte vorgestern noch einer Sitzung der Deputirten-Kammer bei, in welcher die Verhandlungen über die Herabsetzung der von den Herausgebern von Journalen und periodischen Schriften zu erlegenden Caution fortgesetzt wurden. Der Gegenstand führte die interessantesten Aeußerungen über die Freiheit der Presse herbei, und da letztere im gegenwärtigen Augenblicke nicht nur für Frankreich, sondern für die ganze civilisirte Welt eine Sache von größter Bedeutung und Wichtigkeit ist, so theile ich Dir Einiges aus den bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden mit, wobei ich, um mich selbst der Treue meiner Relation zu versichern, die gestrigen Journale zu Hülfe nehme.

M. de Tracy erkennt den außerordentlichen Einfluß der Presse an, da die Journale, täg-

lich erscheinend, unaufhörlich die nämlichen Argumente wiederholen, und unter allen Figuren der Rhetorik die Wiederholung am wirksamsten und mächtigsten ist. Aber auferlegte Caution ist gegen sie ein kraftloses Mittel; denn mächtige Parteien, und diese allein sind furchtbar, machen den Journalisten, welche sich ihrem Interesse widmen, durch Ertheilung oder Verheißung von Macht oder Reichthümern die Caution unschädlich. — Warum aber den Gedanken einer solchen Beschränkung unterwerfen, während man Waffen, Schießpulver, Gift sogar, überall öffentlich ohne Caution verkaufen läßt? Will man die Presse muthig und wachsam, aber zugleich auch wohlgesittet (décente) und nützlich machen, so befreie man sie aus diesen traurigen Banden, und erlaube man großherzigen Männern, die Feder zu ergreifen, um die Ansichten, welche sie dem Glück des Landes zuträglich halten, mitzutheilen. Die wenig bemittelten Klassen der Gesellschaft sind es, unter welche Aufklärung und richtige Einsichten zu verbreiten die Journale hauptsächlich bestimmt sind; jede Erschwerung der Journalistik

und jede Vertheuerung der periodischen Blätter ist eine schreiende Ungerechtigkeit gegen jene ärmeren Klassen, denen sie eine Entbehrung auferlegt, die zu den schmerzlichsten gehört.

Eus. Salverte erklärt sich mit de Tracy wegen Aufhebung der Caution einverstanden. Die Caution ist nicht berechnet nach dem Verhältnisse größeren oder geringeren Absatzes der Journale; sie ist gleich hoch angesetzt für das Journal, welches erst beginnt zu erscheinen, und für dasjenige, welches bereits die volle Gunst des Publikums genießt, trifft also am schwersten das ärmste Journal; und so wird denn ein wirkliches Monopol gestiftet. Der Einfluß der Presse macht eine so lastende Bürgschaft nicht nöthig. Irren sich Journale, selbst über Facta, so ist der Irrthum nur augenblicklich, denn es erhebt sich dagegen eine Menge von Personen, deren Interesse die Herstellung der Wahrheit erfordert. Also, um Irrthümer zu berichtigen, lieber Beförderung statt Beschränkung der Journale. Die Besorgnisse, welche man unaufhörlich kund gibt, sind über-

trieben; ihr Grund scheint in dem Satze der heiligen Schrift zu liegen, daß, wer unrecht handelt, das Licht haßt, aus Furcht, seine verkehrten Thaten möchten an den hellen Tag kommen.

M. de Marmier bedauert, mit seinem ehrenwerthen Freunde, M. de Tracy, dießmal nicht übereinstimmen zu können. Den versöhnenden Maximen, welche man in der Kammer aussprechen hört, widerspricht die Anwendung, die man davon täglich in praxi machen sieht, so auffallend, daß beschränkende Maßregeln durchaus nöthig scheinen. Ein Beispiel gibt ein Artikel im gestrigen Blatt des Figaro; das Lesen des ganzen Artikels würde kostbare Minuten rauben, aber da die Journalisten sich für die Echo der öffentlichen Meinung ausgeben, so ist doch unmöglich zu glauben, daß Aeußerungen einer so tadelns- und beklagenswerthen Ungebührlichkeit, wie sie vorgelesen werden sollen, Billigung finden können im französischen Publikum, welches selbst Muster ist der feinen Sitte und des Tons der guten Gesell-

schaft.*) Man höre, in welchen Ausdrücken dieser Figaro sich zu sprechen erlaubt hat über unsern achtbaren Collegen, einen ehrwürdigen Greis, Hr. v. Lameth: „Aus Mitleiden mit seinem Alter wollen wir das Gefühl nicht näher bezeichnen, das er uns einflößt; Achtung den Todten! Frieden den Leichnamen!"**) (Von allen Seiten des Saals ertönt der Ruf des Unwillens: C'est une horreur!) Weiter unten heißt es in dem nämlichen Artikel: „Ist es möglich, daß das Alter die Geisteskräfte des Menschen bis zu einem solchen Grad zerstöre, daß ihm gar nichts übrig bleibt von den Er=

*) „— Mais lorsque les journalistes se donnent pour les échos de l'opinion publique, il m'est impossible de croire que les expressions d'une inconvenance si réprehensible et si déplorable que je vais lire, soient approuvées dans le public français, modèle lui-même d'urbanité et du ton de la bonne compagnie.

**) Par compassion pour sa vieillesse ne définissons pas le sentiment qu' il nous inspire; respect aux morts! paix aux cadavres!

innerungen seiner Jugend, von den Lehren der Erfahrung, noch von dem Verstande, welcher sonst auch den unglücklichsten Personen seines Gleichen natürlich ist?" *) (Abermals allgemeiner Unwille und das Verlangen, nicht weiter zu lesen.) M. de Marmier fährt fort: „Wären die Worte unsers ehrenwerthen Collegen, Herrn v. Lameth, welche in dem Redacteur dieses Journals einen so blinden Zorn erregt haben, außerhalb dieses Saales gesprochen worden, so würde ich mich nicht verpflichtet halten, meinen Unwillen über den Artikel, welchen sie veranlaßt haben, auszusprechen; aber ich glaube es der Würde dieser Tribüne schuldig zu seyn, der Kammer eine so abscheuliche Ungebühr bemerklich zu machen, begangen gegen einen Abgeordneten, gegen die Wähler, welche er vertritt, gegen den Vaterlandsfreund

*) Se peut-il que l'âge altère à un tel point les facultés de l'homme qu'il ne lui reste rien des souvenirs de sa jeunesse, des leçons de l'expérience, ni de l'intelligence naturelle à ses semblables les plus disgrâciés?

von 1791, Einen der Urheber unserer unsterblichen Tage, endlich gegen einen greisen Zeitgenossen jenes andern glorreichen Vaterlandsfreundes von 1789, welcher heute so ruhmvoll unter uns sitzt, bedeckt mit den Bürgerpalmen beider Welten!" (envers un vieillard contemporain de cet autre illustre patriote de 1789, qui siège aujourd'hui parmi nous si glorieusement, couvert des palmes civiques de l'un et de l'autre monde.)

Der alte Lameth hatte schon vorher gesprochen und wiederum, wie in der letzten Sitzung, sich gegen die Aufhebung der Cautionen erklärt, zugleich aber sich vertheidigt gegen den Vorwurf, als sey er ein Feind der Preßfreiheit. Er sprach mit großer Wärme und Bewegung von seiner Wirksamkeit während der ersten Revolution, als Mitglied der constituirenden Versammlung. Er berief sich auf das Zeugniß aller Franzosen, ob er nicht stets die Freiheit der Presse hoch geachtet, ob er je gegen sie gearbeitet habe. Zugleich aber warnte er vor den Gefahren zügelloser Demagogie. Seine Worte tönten bedeutsam genug, wie

eine Stimme mitten aus den Gräueln der früheren Revolution in die jetzige Bewegung herein. „Indem ich," sagte er, „den gemachten Vorschlag in allen seinen Puncten bekämpfe, weiß ich nicht, ob ich mich auf meine Erfahrung berufen darf, denn das würde eine sehr schlechte Empfehlung seyn in den Augen des jungen Frankreichs, aber, m. H., ich sah im Jahre 1791 die Angriffe auf die Constitution von Seiten derer beginnen, welche ihre eifrigsten Vertheidiger zu seyn behaupteten; ich folgte den Fortschritten der Demagogie, ich bin ihr Opfer geworden; ich fürchte die Erneuerung ihrer Umtriebe zu sehen, und werde mich mit allen meinen Kräften jeder Neuerung widersetzen, welche die Befestigung des schönen, von den Engländern gegründeten, von Montesquieu so sehr mit Recht bewunderten Repräsentativ-Systems hindern könnte. — Sie wissen, man verfehlt sein Ziel eben so sehr, wenn man es überschreitet, als wenn man es nicht erreicht. Hüten wir uns vor jeder rückgängigen Bewegung! man bringt eine Nation von 32 Millionen Menschen nicht rückwärts,

wärts, ohne daß gräßliche Gegenwirkungen erfolgen. Aber wir müssen uns an dem festen, Sicherheit gewährenden Boden festhalten, auf welchen der Thron gestellt ist; ein Schritt darüber hinaus könnte uns eben so auf ein unsicheres, gleich gefahrvolles Erdreich fortreißen. — Die Republik liegt nicht im Sinne der Franzosen, es ist wahr; aber bei Veranlassungen von solcher Natur schlägt man unversehens den Gang gegen die eigene Meinung ein, und eine kleine Minorität gelangt endlich dahin, einer unermeßlichen Majorität das Gesetz vorzuschreiben. Man läßt sich von dem Strome der Demagogie fortreißen in einen Abgrund, dessen Tiefe alle Vernunft und alle Einbildungskraft kaum wagen würden zu ergründen, in einen Abgrund, welcher, so tief er ist, doch bald ausgefüllt seyn würde mit Thränen und mit Blut."

Auch bei so ernsten Gelegenheiten kann die Lust der Franzosen, Bonmots zu machen, nicht ruhen. Auf die Worte Lameth's: „Meine treue Anhänglichkeit an die Freiheit der Presse ist sehr natürlich; ich habe zu ihrer ersten

Einführung beigetragen; ich betrachte sie wie mein Kind; aber ich gleiche den Vätern, welche aus Liebe zu ihren Kindern nicht wollen, daß sie sich Unordnungen überlassen und in das Verderben schlechter Sitten stürzen,"*) — rief eine Stimme ihm zu: „Sie wollen Ihr Kind eingewindelt haben?"**)

Nach H. v. Marmier bestieg der General Lafayette die Bühne, und sprach kurz, mit ruhiger, fester Stimme. Er erklärt sich gegen die Cautionsleistung, und beruft sich auf England und die nordamerikanischen Freistaaten, wo man von solcher Beschränkung der Presse nichts wisse. Die Caution sey in der That nichts anderes, als eine Censur, auf welche nur

*) Mon dévouement pour la liberté de la presse est fort naturel; j'ai contribué à la faire établir; je la regarde comme mon enfant; mais je ressemble en cela aux pères qui, en chérissant leurs enfans, ne veulent pas qu'ils se dérangent, et qu'ils se jettent dans la corruption.

**) Vous voulez que votre enfant soit emmaillotté.

eine Regierung habe verfallen können, die von Despotismus träumte; eine solche Idee hätte nichts Befremdendes gehabt unter der Kaiserherrschaft, wo man den geschicktesten, künstlichsten Despotismus eingeführt hätte, der jemals Frankreich unterjocht habe. Auch sey begreiflich, wie man die Aeußerung des Gedankens habe einer Cautionsleistung unterwerfen können unter einer Regierung, die selbst beherrscht wurde von einer Camarilla voll jener Vorurtheile vom droit divin, und aller jener politischen Hirngespinste, denen man nun ihr Recht angethan habe. Aber unter der constitutionellen Regierung sey nicht zu verstehen, wie man eine solche Beschränkung möge aufrecht erhalten wollen. Es wäre eben so viel, als wenn Jeder beim Ausgehen aus seinem Hause eine Summe niederlegen müßte als Bürgschaft für die Geldbußen, welche er möglicher Weise durch Vergehungen während des Tages sich zuziehen könnte. — Das eben zur Sprache gebrachte beklagenswerthe Beispiel vom Mißbrauch der Preßfreiheit könne zu nichts dienen, als zum Beweise, daß die

Cautionsleistung Mißbräuche der Preßfreiheit nicht hindern könne.

Hierauf Guizot. Er begann seine Rede gerade so, wie ich ihn, noch als Minister, eine andere habe beginnen hören in der Pairskammer, als über die vom Ministerium verlangten 30 Millionen zur Unterstützung des Handels und der Gewerbe debattirt wurde; nämlich er bemerkte, daß die Frage, um die sichs handle, zwei Seiten habe, eine finanzielle und eine politische. Die letztere sey ihm die Hauptsache, und über sie erklärte er sich nun in raschem, lebhaftem Fluß der Rede. Die Cautionsleistung diene zur Versicherung, daß die Journalistik sich nur in Händen von Männern befinde, die nicht zur niedrigen Klasse der Gesellschaft gehören, sie diene als ein Beweis von der Wichtigkeit der Meinung, welche ein Journal repräsentire, von dem Werthe, welche diese Meinung darauf setze, repräsentirt zu werden. Herabgesetzt sey die sonst höher gewesene Caution der Journale bereits vor drei Jahren worden; sie noch mehr zu verringern, oder gar aufzuheben, sey

jetzt nicht an der Zeit. Seit 16 Jahren habe die Presse unter einer harten Gesetzgebung gelebt, aber sie war frei; sie hat gegen eine feindselige Macht gekämpft, und der Beweis, daß sie frei war, ist, daß sie den Sieg davon getragen hat. Diese Lage der Presse aber war ihr heilsam, sie hat ihr eine gewisse Zurückhaltung, eine gewisse Furcht eingeflößt, hat sie Klugheit und Geduld gelehrt; so hat sie sich gewiß besser vervollkommnet, als unter der Herrschaft einer unbeschränkten Freiheit. Man hat sie angefeindet, verfolgt, sie hat sich vertheidigt und hat gesiegt. Jetzt hat dieser Zustand aufgehört, die Presse befindet sich nicht mehr einem Feinde gegenüber, aber doch sind die Spuren des früheren Zustandes noch vorhanden und üben auf den gegenwärtigen Stand der Dinge einen mächtigen Einfluß aus. Es gibt alte Journale, welche sich trotz der widrigsten Umstände gebildet haben; es gibt neue Journale, die von gestern, die im Schooße der Juli-Revolution erzeugt sind. Zwischen diesen beiden besteht ein großer Unterschied. Zwar repräsentiren die alten Jour-

nale wohl nicht die Meinung von ganz Frankreich, sind auch keineswegs frei von Irrthümern; aber in diesen Irrthümern findet sich keine Spur von Anarchie, nicht die Absicht, Unordnung in die Gesellschaft einzuführen; vielmehr erhoben sie sich, als Versuche die Ordnungslosigkeit herbeizuführen Statt fanden, gegen dieselben; in ihrer Sprache findet sich nichts Aufreizendes, kein Aufruf zum Gebrauche der Gewalt. Warum? sie tragen das Gepräge der Erinnerung an den Kampf, welchen sie 16 Jahre lang bestanden haben. Ganz anders verhält sichs mit den neuen Journalen: sie hat die Revolution, der Rausch des Sieges geboren. Sie sind voll Anarchie, sie rufen alltäglich den Gebrauch der Gewalt an. Und nur zum Nutzen dieser von einem schlechten, den Grundsätzen der Regierung feindseligen Geist beseelten Journale würde es gereichen, wenn man jetzt die Cautionen aufheben wollte.

Bei der Abstimmung wurde der Antrag auf Abschaffung der Cautionen verworfen, und ihre Beibehaltung mit den von der Commission vorgeschlagenen Modificationen beschlossen.

Es folgte die Verhandlung über die Herabsetzung der Stempelgebühren, welche die Journale zu entrichten haben. Ueber diesen Gegenstand sprach besonders H. Barthe, welcher den Antrag stellte, die Stempelgebühr auf den vor dem Jahre 1816 bestimmten Betrag zurückzuführen. Er berechnete, wie drückend jene Abgabe in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung sey, und wies nach, daß eine große Menge von Journalen durch sie gezwungen werden würden aufzuhören, wodurch die Staatsfinanzen einen weit beträchtlichern Verlust erleiden würden, als durch die Herabsetzung des Stempels. Er verbreitete sich dann im Allgemeinen über die Nothwendigkeit der Preßfreiheit, über die verdienstvolle Wirksamkeit der Journalisten; machten sich einzelne unter ihnen eines Mißbrauchs ihrer Freiheit schuldig, so habe man ja Gesetze gegen jede Art von Ueberschreitung und Vergehen, diese Gesetze dürften nur in Vollzug gebracht werden; wären sie selbst unvollständig, so brauche die Regierung, um ihnen größere Wirksamkeit zu geben, die Mittel hiezu nur von der Depu-

tirtenkammer zu verlangen; in ihr werde dieselbe jederzeit Unterstützung finden; Frankreich fühle sich würdig liberaler Gesetze, aber es wolle Ordnung und Frieden. „Was den Charakter des Sieges, welchen Frankreich gewonnen hat, bestimmt, ist nicht nur Heldenmuth im Kampfe; es ist auch die Reinheit des Siegs, und diese Reinheit wird sich gewiß nicht verläugnen. Was die ganze Welt in Erstaunen gesetzt, was allen Nationen eine so lebhafte Theilnahme an unserer Revolution eingeflößt hat, ist nicht bloß der Muth unserer Bürger, sondern die Mäßigung im Siege, sondern die Rückkehr zur gesetzlichen Ordnung, sondern die Richtung, welche die ganze Gesellschaft angenommen, die, nachdem sie im Namen der Gesetze den blutigen Kampf bestanden hatte, des folgenden Tages die heilsame Herrschaft derselben anrief. Das ist der Charakter, welcher die letzten Ereignisse auszeichnet. — Hat man sich irgendwo Abweichungen von der gesetzlichen Bahn erlaubt, so muß man sie im Namen der bestehenden Gesetze zurückweisen; denn die bestehenden Ge-

setze sind nicht Eigenthum dieses oder jenes Einzelnen, sondern Eigenthum Aller. Reichen die bestehenden Gesetze nicht hin, so muß man sie vervollständigen; kurz, der Freiheit der Presse wird ihre sichere Gewähr eben so wenig fehlen, als der öffentlichen Ordnung. Diese nämlichen Bürger, welche, im Kleide der Nationalgarde, sich überall gezeigt haben, wo die Ruhe ihre Gegenwart erheischte, wird man wieder finden auf den Bänken des Geschwornengerichtes, die Gesetze beschützend durch die Festigkeit, durch die Weisheit ihrer Entscheidungen. — — Lassen Sie uns nicht vergessen, daß die Freiheit der Presse in unauflöslicher Verbindung steht mit unserm öffentlichen Rechte, daß es keine andere Freiheit gibt, als diese, denn sie vertritt die Stelle aller andern. Die Strenge der fiscalischen Gesetzgebung muß also gemildert werden. M. H., behandeln Sie die Freiheit der Presse nicht mit Kargheit; bewilligen Sie ihr einige Centimen, sie wird Ihnen Millionen dafür zurückzahlen; sie wird die Verbündete der Nationaltribüne werden, um Ersparungen im Staatshaushalte zu erlangen,

welche den wahren Reichthum der Nationen ausmachen."

Diese Reden alle, fast jede ein eignes politisches System repräsentirend, wurden mit lebendiger Theilnahme aufgenommen. Den allgemeinsten und lautesten Beifall aber erhielten Guizot und besonders Barthe. Ein anderer Deputirte dagegen fand für seinen Vortrag so wenig Empfänglichkeit bei der Versammlung, daß er gewiß, so lange seine Rede dauerte, vom ersten bis zum letzten Worte sich selbst nicht verstand. Alles plauderte und lärmte, Viele erhoben sich sogar von ihren Sitzen und bildeten Gruppen; der Präsident konnte durch alles Bitten und Ermahnen, Rufen und Klingeln die aufgehobene Ruhe und Stille nicht wieder herstellen.

Im Laufe der Discussion war an den Finanz-Minister die Frage gestellt worden, ob, wenn die Journal-Stempelgebühr herabgesetzt würde, der dadurch in der Staatseinnahme entstehende Ausfall auf eine andere Weise gedeckt werden könne. Laffitte, der neue Minister-Präsident, bestieg die Bühne, und erklärte, — wenn ich mich nicht täuschte, mit großer Befangenheit, — daß

das Ministerium bei der gegenwärtigen Lage der Dinge durchaus auf keine der bestehenden Auflagen Verzicht leisten könne, daß man vielmehr für Erleichterungen und Reductionen eine bessere Zeit abwarten müsse. — Diese Erklärung machte sehr sichtbar einen übeln Eindruck. Man rief: „Das ist die Sprache aller gewesenen, aller jetzigen, aller zukünftigen Minister!“ — Freilich wohl ist es etwas viel Leichteres, der Regierung gegenüber die Stimme der Popularität zu erheben und geltend zu machen, als, selbst im Ministerrathe sitzend, auf eine der Popularität genugthuende Weise zu regieren.

Mein hiesiger Aufenthalt nähert sich nunmehr seinem Ende, und so wird auch dieser Brief wohl die letzte meiner fragmentarischen Mittheilungen seyn. Freilich war die mir zugemessene Zeit kurz für eine Stadt, welche der sehens- und benützenswürdigen Dinge so unermeßlich viele und verschiedenartige in sich vereinigt; — ist doch, um nicht von Sachen meines eigenen Berufs zu reden, schon der einzige Jardin des plantes mit seinen mancherlei kost-

baren Sammlungen eine kleine Welt, in welcher auch der Nichtkenner wünschen muß durch oft wiederholte Besuche einheimisch werden zu können; und nur Einmal gesehen zu haben, wie Giraffe und Elephanten sich in dem Raume vor ihren Behausungen unter freiem Himmel benehmen und geberden, ist viel zu wenig, um nur die Neugierde gründlich zu befriedigen. — Aber so groß und zahlreich die Herrlichkeiten sind, die mich hier umgeben, und so dankbar ich auch die vielen und mannigfaltigen Beweise wohlwollender Güte anerkenne, die sich hier meiner auf das zuvorkommendste annahm, so sehe ich doch mit freudigem Verlangen den Augenblick herankommen, wo ich wieder aufhören werde ein Fremder zu seyn, und ich bin immer schon lange genug vom eigenen Hause entfernt, um dem Wiedersehen aller Lieben in der Heimat mich recht mit voller Seele entgegen zu sehnen.

Verbesserungen.

Seite 214 Zeile 2 v. ob. ist statt: noch von dem Verstande, welcher sonst auch — — — natürlich ist — zu lesen: noch von der Einsicht, welche sonst auch den am wenigsten Begünstigten von seines Gleichen noch natürlich ist? —

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Sc

Held, Johann Christoph,

Briefe aus Paris geschrieben in den Monaten September, Oktober, November 18
30

Sulzbach 1831
Gall.sp. 78 t
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10426740-5